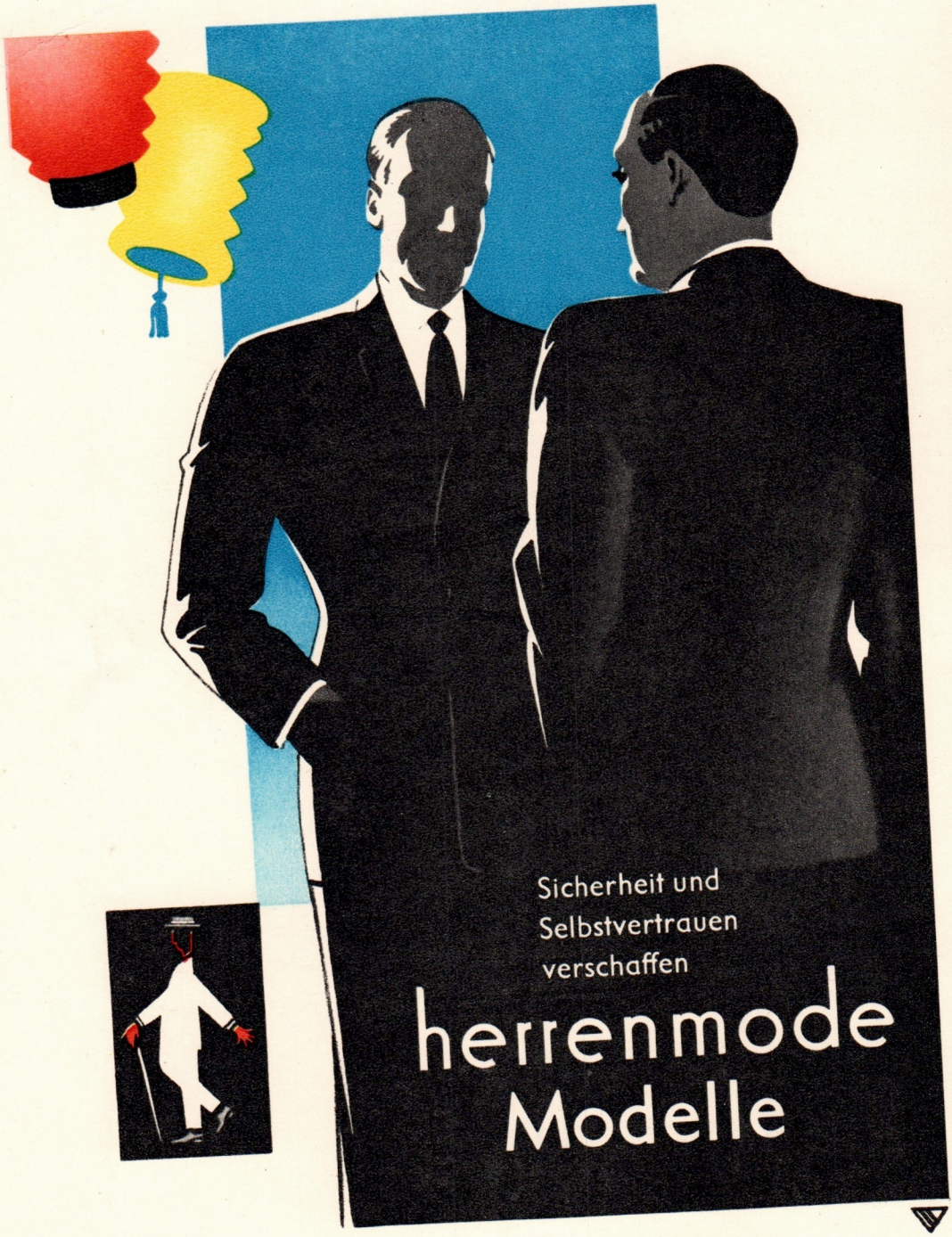
Das Magazin

PREIS DM 1.–
FEBRUAR 1961
HEFT 2



1/2 Jahr Garantie

Standard-Sortiment:
Gesellschaftsanzüge

Verlangen Sie Anzüge des

VEB herrenmode Dresden A 21

Bärensteiner Straße 16–18

„KARMASIN"

DAS HAARPFLEGEMITTEL
MIT DEN VITAMINEN
B5 UND PP

NUR ECHT MIT KOPF UND TROPFEN

VEB KARMA LEIPZIG

Skifahren macht hungrig...

. . . Sonne und Luft bewirken einen gesunden Appetit.

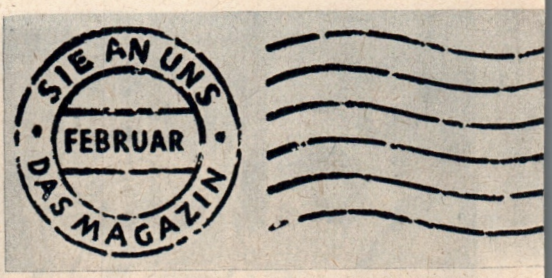
Aber auch die Haut wird beansprucht und braucht Nahrung.

dreipunkt-creme enthält wertvolle Wirkstoffe, die der Haut ein gesundes Aussehen geben und sie schützen und pflegen.

dreipunkt-Creme

für **1,80 DM** in Fachgeschäften erhältlich.

Ein Reichalda-Erzeugnis



Kein Feinschmecker

Bernhard Freund, Beucha:
Wer hat wen denn geritten, ausgerechnet im Weihnachtsheft den literarischen Erguß von Nicolas de Troyes „Von einer jungen Braut, der ein Drescher die Lektion immer wiederholte ..." zu bringen? Ich bin weder prüde noch ein Sittenapostel und verkenne nicht, daß ich ein „Magazin" anspreche. Aber dieser Beitrag ist meines Erachtens in vieler Hinsicht ein „dicker Hund".
Was wurde wohl mit dieser Erzählung beabsichtigt? — das frage ich mich immer wieder und finde keine Antwort. Was ist hier des Lesens wert? Diese „Geschichte" ist weder literarisch noch stilistisch, weder nach der ethischen, am wenigsten wohl nach der lehrhaften Seite hin eine Delikatesse. Wo liegt in der Geschichte der Witz, der Geist, die Pointe?

Otto Uderstadt, Seehausen:
Ihr Heft 12/60 hat mir sehr gut gefallen. Der Nicolas de Troyes ist besonders gut. Ich wünsche mir mehr solcher Erzählungen.

Bliemchenkaffee?

Wilfried Poser, Bad Blankenburg:

Das echte Wiener Caféhaus,*
so sollte man als Laie denken,
gibt Gästen mehr an Kaffee aus,
als ihnen „Aqua pur" zu schenken.
Doch weil von Logik keine Spur,
fragt der Normalverbraucher nur,
warum denn Wasser sich in Massen
die Gäste hier servieren lassen.
Zum Seiten sichten Finger feuchten?
Tauft man den Trank, ihn abzukühlen?
Muß man die Tassen gar erst spülen?
Das vergaß der Autor zu beleuchten!

* Siehe „Herr Ober, ein Glas Wasser, bitte!" Heft 12/60

Kenner wissen: Nur schlückchenweise trinkt man das Wasser zum Neutralisieren des Geschmacks — für den erhöhten Genuß des Kaffees.

Wirbel um B. B.

Bruno Kroupa, Erfurt:
Der Beitrag über Brigitte Bardot „Der Pakt mit dem Teufel" (Heft 12/60) ist es, der mich veranlaßt, Ihnen zu schreiben. Die Brigitte Bardot ist gewiß eine schöne Frau, und ich bin sicher, daß es auch bei uns viele Mädchen gibt, die ihr höchstes Ideal darin sehen, eine B. B. zu werden. Ich glaube aber nicht, daß dieser Bericht dazu angetan ist, den Mädchen ihre schädlichen Illusionen zu zerstören.

Peter Knabe, Dresden:
Ich lese das „Magazin" bereits vier Jahre und bin jedesmal hell begeistert. Zuerst lese ich die Wahre Begebenheit. Diese aus dem Leben ge-

griffenen Episoden gefallen mir immer am besten. Besonders interessant fand ich diesmal den Artikel um Brigitte Bardot. Er zeigt so richtig die Atmosphäre sensationshungriger Reporter.

Der Engel im Bett

Siegfried Barow, Zieckau:

„Mode für Müde" (Heft 12/60) — das hat Hans-Joachim Riegenring sehr gut geschrieben. Auch mir geht es fast immer so, daß die Wahl sehr schwerfällt, denn nett, chic, elegant, reizend und modisch — so und nicht anders soll, ja muß es sein.

Aber sagt einmal: Wo gibt es so etwas Duftiges, Reizendes, Modisches für den eleganten, modischen und gut angezogenen Herrn? Ich kann mich erinnern, daß mein Großvater vor 25 Jahren ein Nachtgewand trug, das bis zu den Knöcheln reichte (oder bis zu den Knien), und das gleiche 15 Jahre später noch trug, allerdings neu aus dem Geschäft. Und was muß ich für die Nacht anziehn: Ein Nachthemd, das bis zu den Knien reicht, ein himmlisch blaues mit roten Biesen (oder ein weißes mit blauen Biesen)! Dann ist da noch ein Schlafanzug, gestreift, na ja, und so weiter. Eben wie zu Großvaters Zeiten. Ich möchte auch einmal ein „Engel" im Bett sein und stelle hier die Frage: Gibt es etwas Schönes für uns, oder schläft hier die Mode? Dann zieht ihr die Bettdecke weg, damit sie munter wird!!!

Vielleicht nimmt sich das Deutsche Modeinstitut einmal der Sache an.

Ich habe nichts anzuziehen!

Fritz Deitersen, Hennigsdorf:

Die Frau hier blickt so sorgenvoll,
wer weiß, was das bedeuten soll?
Ich glaub, ich hab den Grund gefunden —
zumal sie ehelich gebunden —:
Sie will ganz weiblich nur beweisen,
daß sie kein Kleid hat zum Verreisen,
zum Weihnachtsfest oder Silvester.
Da heißt's dann: „Männe, Liebster, Bester,
du siehst mich hier so nackend stehn,
das kann doch so nicht weiter gehn.
Ich hab gar nichts mehr anzuziehn."

Und davon überzeugt sie ihn —
wie's Foto zeigt — mit Weibeslist,
wogegen er ganz machtlos ist.
Drum widerspricht er ihr auch nicht.
Und die Moral von der Geschicht':
Das ewig Weibliche zieht uns hinan,
und wir ziehn unsre Weibchen an!

Vermischtes

Hans Müller, Plauen:

Die Seiten „Sie an uns" interessieren mich im „Magazin" am meisten. Hoffentlich können Sie Kritik vertragen, vor allen Dingen wäre notwendig, die guten Vorschläge auszuwerten.

Sie haben einen guten Griff getan,

wenn Sie Strickwaren mit diesem Zeichen erwerben. Die elegante Form unserer Erzeugnisse, das modische Dessin, sorgfältige Verarbeitung und die Verwendung bester Wollqualitäten geben Ihnen das sichere Gefühl, stets vorteilhaft und geschmackvoll gekleidet zu sein.

pressprich

Modische Strickkleidung
Freiberg/Sachsen Staatl. Beteiligung

DAS Magazin

Heft 2
Februar
1961
8. Jahrgang

Seite

Sie an uns 2
O. Henry:
Die verlorengegangene Mischung 6
Vera Panowa: Sommerliebe 12
Peter Purzel:
Kennen Sie diesen Sport? 17
Wilhelm Hampel:
Der Mordfall Jan Hanussen 20
Unsere aktuelle Umfrage:
Dinah Nelken:
Wann ist ein Flirt kein Flirt mehr? 23
A. Stella / P. Tardos: Bigamie 28
Oskar Maria Graf: Psyche 30
Theodor Balk:
Arbeitsloser Sheriff 32
Heinrich Strub:
Die Fastnacht in Basel ist
anders als anderswo 36
Herbert Sandberg:
Der freche Zeichenstift 42
Willi Karsch:
Rendezvous mit einer jüngeren
entfernten Verwandten 45
Jo Hanns Rösler:
Junger Mann aus gutem Hause 48
Gerhard Kleinlein:
Mit Diskobolo bei den Sportlern 50
Werner Klemke:
Zu meiner Zeit gab's so was nicht! 54
Wahre Begebenheit:
Der Alkohol war schuld 58
Dr. med. Erika Bischitzky:
Vom Schwips und seinen Folgen 59
Mode: Fanny Salgo:
Adieu, Tristesse 62
Wadim Koshewnikow:
Kennen Sie den? 65
Th. Schulze-Walden:
Tanzstunde 1912 68
Ausgelesenes – Abgehörtes 72
Habu:
Liebe, Phantasie und Kochkunst 73
Treffpunkt 76
Rätsel 78

Chefredakteur: Hilde Eisler · Stellvertretender Chefredakteur: Hans Lehmann · Bildredaktion: Hannes Schreiber · Gestaltung: Herbert Prüget · Herstellung: Kurt Scharf · Redaktion: Berlin W 8, Glinkastraße 13/15, Tel. 22 55 51 · Verlag: „Das Neue Berlin", Berlin W 8, Taubenstraße 1/2, Tel. 22 55 51 · Druck: (III/9/1) „Sächsische Zeitung", Dresden · Lizenz-Nr. 5274 Ministerium für Kultur, Hauptverwaltung Verlagswesen · Erscheint monatlich · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 28—31, und alle DEWAG-Filialen in den Bezirkshauptstädten der Deutschen Demokratischen Republik.

Titel: Werner Klemke; Fotos: Ronis (1) S. 3; Vie Nuove (1) S. 5; Garrubba (1) S. 10; Steffen (1) S. 11; Décaux (7) S. 17, 18, 19, 27; Zentralbild (2) S. 20, 21; Jaeger-Bock (1) S. 21; Archiv (2) S. 22, 51; Middleton (FIAP) (1) S. 25; Marco (1) S. 31; DSF (1) S. 32; Theodor Balk (2) S. 33, 35; Horst E. Schulze (2) S. 45; Deutscher Fernsehfunk (1) S. 46; Leher (1) S. 47; Evelyn Richter (4) S. 49; Moll (3) S. 50, 52, 53; Heyphot (1) S. 50; Salgo (6) S. 62, 63, 64; Archiv Tanzschule Kornills (1) S. 68; Deutsche Fotothek (1) S. 69.

Mir persönlich macht es den Eindruck, daß Ihre Mitarbeiter viel Urlaub haben oder laufend Ruhepausen einlegen. „Das Magazin" wird von Monat zu Monat wertloser und uninteressanter, man kann sagen, mit 0,20 DM ist es doppelt bezahlt.

Die Aktaufnahmen wirklich schöner Frauen wirken vollkommen lächerlich. Damit können Sie keine Freude machen oder Schönheiten zeigen.

Reinhold Berndt, Brandenburg/Havel:
Ein besonderes Lob unter Deinen Mitarbeitern verdient Werner Klemke. Seine Einfälle sind bewunderungswürdig. Herbert Sandberg mit seiner Serie „Der freche Zeichenstift" gefällt mir ebenfalls außerordentlich. Eine kleine Bitte hätte ich noch: Laßt Günter Prodöhl öfter zu Wort kommen. Sollte es allerdings daran liegen, daß die Kriminalität eine stark rückläufige Tendenz aufweist, so daß es schwer ist, entsprechende Beiträge zusammenzustellen, so wäre ich Dir ob dieser erfreulichen Tatsache nicht mehr böse.

Stoff genug gäbe es schon für Günter Prodöhl, wenn auch die Kriminalität tatsächlich zurückgegangen ist, aber durch das Fernsehen haben wir das Nachsehen.

Warum „Das Magazin" so spät kam

Jürgen Hoepfner, Berlin-Karow:
Nachdem es Ihnen in diesem Jahr anerkennenswerterweise einmal gelungen ist, Ihr „Magazin" pünktlich in den Handel zu bringen, und Ihre Dezember-Ausgabe sogar heute am 10. 12. noch nicht erschienen ist, kann ich nicht umhin, Ihnen für diese Glanzleistung einige Worte zu zollen.
Da Sie ein ganzes Jahr über (mit Ausnahme des einen Monats) nicht selbst dahintergekommen sind, wie man eine Zeitschrift termingemäß herausbringt, sollten Sie vielleicht auch bei Ihnen den Gedanken eines sozialistischen Wettbewerbes einmal ventilieren. Nach den bisherigen Ergebnissen scheint ein solcher bei Ihnen nahezu unbekannt zu sein. Wenn unsere Werktätigen so ihre Pläne erfüllen würden, wie Sie Ihre Termine, dann wäre mir in der Tat bange um unsere Entwicklung. Hoffentlich gelingt es Ihnen erfolgreich, das neue Jahr nicht wieder chronisch zu verschlafen.

Lieber Herr Hoepfner und alle Leser, die sich besonders im Dezember über das verspätete Erscheinen des „Magazins" geärgert haben! Wir würden ja gern unser Haupt in Scham verhüllen, wenn wir schuld an der Verzögerung wären. Aber wir haben immer pünktlichst unsere Termine, an die wir mit der Druckerei vertraglich gebunden sind, eingehalten. Es ist im vergangenen Jahr ein paarmal vorgekommen, daß unsere Druckerei die Herstellung des „Magazins" wegen anderer dringender Aufträge unterbrechen mußte, und bei der Dezember-Nummer ist ihr ein großes Malheur passiert: Der Klebebindeautomat, der das „Magazin" zu einem kleinen Buch fertigt, hatte sich krankschreiben lassen. Und bis die Mechaniker den 26 m langen Patienten wieder arbeitsfähig gemacht hatten, waren 2½ Wochen vergangen. Die Kollegen der Druckerei, die sich sehr um die Einhaltung der Termine bemühen, haben uns versichert, daß sie Vorkehrungen getroffen haben, im neuen Jahr Pannen zu vermeiden. Wir bitten aber auch den Postzeitungsvertrieb, dafür zu sorgen, daß die Hefte jeweils sofort nach Eingang den Abonnenten und Zeitungskiosken zugestellt werden. *Die Redaktion*

Fasching

O. Henry

Gestaltung: Heinz Bormann

Seit der Ausschank den Segen der Geistlichkeit hat und Cocktails das Mahl der Erwählten einleiten, darf man über den Saloon*) sprechen. Antialkoholiker brauchen nicht zuzuhören, wenn sie nicht wollen; aber überall gibt es Automatenbuffets, wo ein Dry Martini herauskommt, wenn man ein Zehncentstück in den Schlitz für kalte Bouillon steckt.

Con Lantry arbeitete auf der nüchternen Seite der Theke in Kenealys Kneipe. Auf der andern standen die Gäste einbeinig wie Gänse und machten bereitwillig ihren Wochenlohn flüssig. Ihnen gegenüber tänzelte Con, sauber, enthaltsam, verständig, höflich, weißbefrackt, exakt, zuverlässig, jung, verantwortungsbewußt — und strich das Geld ein.

Der Saloon (ob nun gesegnet oder verflucht) befand sich an einem der kleinen „Plätze", die keine Straßen, sondern Parallelogramme sind und von Wäschereien, Knickerbocker**)-Familien der absteigenden Linie und Künstlern eingenommen werden, die mit all dem nichts zu tun haben.

Über der Kneipe wohnte Kenealy mit seiner Familie. Seine Tochter Katherine hatte dunkle irische Augen..., aber warum soll ich euch das erzählen? Seid zufrieden mit eurer Geraldine oder Eliza Ann. Denn von Katherine träumte Con, und wenn sie vom untersten Absatz der Hintertreppe mit sanfter Stimme nach dem Krug Bier zum Essen rief, hüpfte sein Herz auf und ab wie ein Milchpunsch im Shaker. Die Romantik hat ihre methodischen und passend geschneiderten Regeln; und wenn ihr den letzten Schilling eures Barvermögens für Whisky auf das Buffet rollen laßt, so nimmt ihn der Mixer und heiratet die Tochter des Chefs, und alles ist in Butter.

Nicht so Con. Denn in Gegenwart von Frauen war er stumm und wurde scharlachrot. Er, der mit einem Blick den laut lärmenden Jüngling dämpfte, den der Rotweinpunsch redselig gemacht hatte, der mit einer Zitronenpresse den Schreier zum Schweigen brachte oder den Streithammel in den Rinnstein warf, ohne daß seine weiße Leinenjacke ein Fältchen bekam, er hatte keine Stimme, redete unzusammenhängendes Zeug, stotterte und fühlte sich unter einer heißen Lawine von Schüchternheit und Erbärmlichkeit begraben, wenn er vor einer Frau stand. Was war er also vor Katherine? Ein Zitterer, der sich mit keinem Wort herausstreichen konnte, ein Denkmal ohne verbindliche Redensarten, der blödeste Liebhaber, der je in Gegenwart seiner Göttin vom Wetter brabbelte.

Zwei sonnengebräunte Männer, Riley und McQuirk, kamen zu Kenealy. Sie berieten sich mit Kenealy, und danach bezogen sie ein Hinterzimmer, das sie mit Flaschen, Siphons, Henkelkrügen und Apotheker-Meßgläsern anfüllten. Das gesamte Handwerkszeug und alle Flüssigkeiten eines Saloons hatten sie da versammelt, schenkten aber keine Getränke aus. Den ganzen geschlagenen Tag schwitzten sie im Hinterzimmer und mischten und mixten aus den geistigen Getränken ihres Vorrats unbekannte Gebräue. Riley, der mit der Bildung, bemalte ganze Stapel Schreibpapier, indem er Gallonen auf Unzen und Humpen auf Schlucke reduzierte. McQuirk, ein grämlicher Mensch mit roten Augen, kippte jede erfolglos zusammengebraute Mixtur mit leisen, rauhen und tiefen Verwünschungen in das alte Abflußrohr. Schwer und unermüdlich arbeiteten sie an einer geheimnisvollen Lösung wie zwei Alchimisten, die sich abquälen, um aus den Elementen Gold zu gewinnen.

In dieses Hinterzimmer schlenderte eines Abends Con, als sein Dienst zu Ende war. Seine berufliche Neugier war durch diese geheimnisvollen Mixer erregt worden, an deren Bar niemand trank, und die tagaus, tagein Kenealys Getränkevorrat aufmarschieren ließen, um ihre kostspieligen und fruchtlosen Experimente durchzuführen.

Die Hintertreppe herab kam Katherine mit ihrem Lächeln wie der Sonnenaufgang an der Gweebarra Bay.

„Guten Abend, Mr. Lantry", sagte sie. „Wie lauten heute bitte die Nachrichten?"

„Sieht nach R...r...regen aus", stammelte der Schüchterne und suchte Rückendeckung an der Wand.

„Ausgezeichnet!" sagte Katherine. „Ich denke, ein wenig Wasser kann nie schaden."

*) Schnapskneipe
**) Name einer der ältesten Einwandererfamilien

Im Hinterzimmer plagten sich Riley und McQuirk wie bärtige Hexen über ihren sonderbaren Gemischen. Aus fünfzig Flaschen gossen sie nach Rileys Aufzeichnungen sorgfältig abgemessene Flüssigkeiten und schüttelten das Ganze in einem großen Glasgefäß. Dann wurde es von McQuirk unter trübseligen Flüchen weggeschüttet, und sie fingen von neuem an.

„Setzen Sie sich", sagte Riley zu Con, „ich will Ihnen etwas erzählen.

Letzten Sommer kamen wir beide, ich und Tim, auf den Gedanken, daß eine amerikanische Bar in Nicaragua ein Geschäft sein könnte. Da ist so eine Stadt an der Küste, wo es nur Chinin zu essen und Rum zu trinken gibt. Die Eingeborenen und Ausländer legen sich mit Schüttelfrost hin und stehen mit Fieber auf, und ein gut gemixter Drink ist immer das natürliche Heilmittel für solche tropischen Unannehmlichkeiten.

Also legten wir uns in New York einen netten Vorrat an nasser Ware, Barinventar und Gläsern zu und fuhren auf einem Zitronendampfer in Richtung Santa Palma. Unterwegs sehen wir — ich und Tim — Fliegende Fische und spielen mit dem Kapitän und dem Steward Siebzehn-und-vier und fangen uns schon an wie die Barkönige unterm Wendekreis des Steinbocks zu fühlen.

Als wir auf fünf Stunden an das Land herangekommen sind, das wir mit viel Drinks und wenig Wechselgeld bekannt machen wollen, ruft uns der Kapitän steuerbords zur Kommandobrücke und besinnt sich auf ein paar Kleinigkeiten.

‚Ich habe ganz vergessen, euch zu sagen, Jungs', sagt er, ‚daß Nicaragua vorigen Monat plötzlich einen Einfuhrzoll von achtundvierzig Prozent des Wertes auf alle Flaschengüter aufgeschlagen hat. Der Präsident hat versehentlich eine Flasche Cincinnati-Haartonikum für Tabasco-Soße genommen, und jetzt will er die Scharte auswetzen. Was auf Fässer abgefüllt wird, ist frei.'

‚Schade, daß Sie das nicht früher erwähnt haben', sagen wir. Und dann kauften wir dem Kapitän zwei Zweiundvierzig-Gallonen-Fässer ab und machten alle Flaschen auf, die wir hatten, und kippten das ganze Zeug in die Fässer. Die achtundvierzig Prozent hätten uns ruiniert, deshalb wagten wir uns lieber an diesen Tausendzweihundert-Dollars-Cocktail, als das Zeug wegzugießen.

Na schön, als wir landeten, stachen wir eins von den Fässern an. Die Mischung war irgendwie herzzerreißend. In der Farbe sah sie aus wie eine Schüssel Erbsensuppe von der Bowery*), und schmecken tat sie wie die Kaffeelorke, die Tantchen einem gegen die Herzattacken nach einem Wettverlust aufdrängt. Wir gaben einem Neger einen Daumenbreit zum Kosten, und er lag drei Tage unter einer Kokospalme, trommelte mit den Hacken in den Sand und wollte partout kein Beglaubigungsschreiben unterzeichnen.

Aber das andere Faß! Sagen Sie, Mixer, haben Sie je einen Strohhut mit einem gelben Band drumherum aufgehabt und sind mit einem hübschen Mädchen und acht Millionen Dollars in der Tasche in einem Ballon aufgestiegen? Genauso fühlte man sich nach dreißig Tropfen. Zwei Daumenbreit davon intus, und man vergrub das Gesicht in den Händen und weinte, weil sich im weiten Umkreis nichts Lohnenderes als Klein Jim Jeffries für eine Kraftprobe bot. Ja, Sir, dieser Tropfen von dem zweiten Faß war das herausdestillierte Elixier von Kampf, Geld und vornehmem Leben.

*) Straße in New York, in der es viele Obdachlosenasyle und Armenküchen gibt

Er war goldfarben und glasklar und leuchtete im Dunkeln wie eingefangener Sonnenschein. In tausend Jahren werden Sie vielleicht so einen Drink an der Bar bekommen.

Wir fingen unser Geschäft nur mit diesem an, und der reichte. Die scheckigen Edelleute in dem Land klebten wie ein Bienenschwarm dran. Wenn das Faß vorgehalten hätte, wäre das Land da unten das größte auf Erden geworden. Wenn wir morgens aufwachten, stand schon bis zur nächsten Straßenecke eine Schlange von Generälen, Obersten und Expräsidenten, die darauf warteten, bedient zu werden. Mit fünfzig Cent in Silber für den Drink fingen wir an. Die letzten zehn Gallonen gingen wie nichts für fünf Dollars pro Schluck weg. Es war ein wundervoller Tropfen. Er gab einem Mut, Ehrgeiz und auch den Nerv für jede Unter-

nehmung, außerdem war es uns egal, ob das Geld schmutzig war oder frisch vom Eis-Trust kam. Als das Faß halb leer war, hatte Nicaragua die Staatsschuld negiert, den Zigarettenzoll beseitigt und war drauf und dran, den Vereinigten Staaten und England den Krieg zu erklären.

Einem Zufall haben wir die Entdeckung dieses Königs unter allen Getränken zu verdanken, und wir müssen schon großes Glück haben, wenn wir ihn noch einmal treffen. Seit zehn Monaten probieren wir

herum. Jedesmal nur geringe Mengen, trotzdem haben wir schon ganze Fässer voll der schädlichen Ingredienzen gemixt, die im Trinkgewerbe bekannt sind. Zehn Bars hätten Sie ausstatten können mit all den Whiskys, Brandys, Cordials, Angosturas, Gins und Weinen, die ich und Tim unnütz vergeudet haben. Ein so herrliches Getränk wie dieses und soll der Welt versagt bleiben! Es ist ein Jammer und ein Geldverlust. Die ganze Nation der Vereinigten Staaten würde ein solches Getränk begrüßen und dafür bezahlen."

Unterdessen hatte McQuirk die ganze Zeit sorgfältig kleine Mengen alkoholischer Getränke, wie sie ihm von Riley nach den letzten, mit Bleistift hingeworfenen Rezepten diktiert wurden, abgemessen und zusammengegossen. Die fertige Mischung hatte eine scheußliche, scheckig schokoladenbraune Farbe. McQuirk probierte sie und schüttete sie, mit entsprechenden Attributen belegt, in den alten Ausguß.

„Das ist eine sonderbare Geschichte, selbst wenn sie wahr ist", sagte Con. „Ich gehe jetzt Abendbrot essen."

„Nehmen Sie einen Drink", sagte Riley, „wir haben alle Sorten, außer der verlorengegangenen Mischung."

„Ich trinke nie etwas Stärkeres als Wasser", sagte Con. „Gerade vorhin habe ich Miß Katherine an der Treppe getroffen. Sie sprach ein wahres Wort. ‚Ein wenig Wasser ist immer gut', hat sie gesagt."

Als Con gegangen war, holte Riley zu einem Schlag auf McQuirks Rücken aus, der diesen fast zu Boden warf.

„Hast du das gehört?" schrie er. „Zwei ausgemachte Blödköpfe sind wir. Die sechs Dutzend Flaschen Apollinaris, die wir auf dem Schiff hatten — du hast sie selber aufgemacht — in welches Faß hast du die gegossen — in welches Faß, du Wirrkopf?

„Ich glaube", sagte McQuirk langsam, „in das zweite Faß. Ich erinnere mich noch an das blaue Etikett, das an der Seite aufgeklebt war."

„Jetzt haben wir's", rief Riley, „Das hat uns gefehlt. Das Wasser gibt den Pfiff. Alles andere war richtig. Schnell, Mensch, hol zwei Flaschen Apollinaris vom Buffet, inzwischen rechne ich die Anteile mit dem Bleistift aus."

Eine Stunde später schlenderte Con durch eine Seitenstraße zu Kenealys Kneipe. So ist das: Die treuen Angestellten spuken auch in ihrer Freizeit wie von einem geheimnisvollen Zauber angezogen in der Umgebung ihrer Arbeitsstelle herum.

An der Seitentür stand ein Polizeiwagen. Drei beachtliche Blaue schleppten und stießen Riley und McQuirk den hinteren Wagentritt hinauf. Augen und Gesichter der beiden trugen Beulen und Schrammen eines längeren, blutrünstigen Kampfes. Dennoch johlten sie sonderbar fröhlich und richteten die schwachen Restbestände ihrer streitlustigen Tollheit gegen die Polizei.

„Haben im Hinterzimmer angefangen zu boxen", erklärte Kenealy seinem Mixer Con. „Und zu singen! Das war noch schlimmer. Und beinah alles kurz und klein geschlagen. Aber sie sind feine Kerle. Sie werden alles bezahlen. Haben versucht, eine neue Sorte Cocktail zu erfinden. Ich will sehn, daß ich sie morgen raushaue."

Con ging in das Hinterzimmer, um das Schlachtfeld zu besichtigen. Als er den Flur durchquerte, kam gerade Katherine die Treppe herunter.

„Nochmals guten Abend, Mr. Lantry", sagte sie. „Noch nichts Neues über das Wetter?"

„Droht immer noch zu r...r...regnen", sagte Con und zwängte sich mit auffallender Röte in den glatten, blassen Wangen an ihr vorbei.

Riley und McQuirk hatten tatsächlich einen großen freundschaftlichen Kampf ausgetragen. Überall lagen zerbrochene Flaschen und Gläser. Das Zimmer war von Alkoholdünsten geschwängert, der Fußboden mit Spritlachen bedeckt und befleckt.

Auf dem Tisch stand ein Meßglas für zweiunddreißig Unzen. Es enthielt noch zwei Teelöffel voll Flüssigkeit — eine leuchtend goldene Flüssigkeit, die in ihren goldhaltigen Tiefen den Sonnenschein eingefangen zu haben schien.

Con roch daran. Er kostete. Er trank.

Als er durch den Flur zurückging, wollte Katherine eben die Treppe hinauf.

„Noch keine Neuigkeiten, Mr. Lantry?" fragte sie mit ihrem spöttischen Lachen.

Con hob sie vom Boden auf und hielt sie hoch. „Die Neuigkeit ist", sagte er, „daß wir heiraten."

„Lassen Sie mich runter, Sir", rief sie empört, „oder ich werde ... Oh, Con, wo hast du bloß den Mut hergenommen, das zu sagen?"

(Aus dem 1961 erscheinenden Kurzgeschichtenband O. Henry „Unschuldsengel vom Broadway". Deutsch von Christine Hoeppener, Verlag Rütten & Loening, Berlin.)

Sophia Loren

Marcel Marceau

Sommerliebe

Eine Erzählung von Vera Panowa

Illustrationen: Hans Baltzer

Er war blutjung, hatte eben die Schule beendet und sollte bald in einem Betrieb zu arbeiten beginnen. Wenn es dann an der Zeit war, sollte er für drei Jahre in die Armee gehen, und, jung und stark wie er war, bestand nicht der geringste Zweifel, daß man ihn zum Militär nehmen würde. Bevor aber der Ernst des Lebens an ihn herantrat, sollte er sich erholen, und deshalb schickten ihn seine Eltern ins Sanatorium.

Dieses schöne Sanatorium lag in einem großen Park am Ufer des blauen Meeres. In diesem Park, der durch eine steinerne Balustrade vom Strand getrennt war, standen weiße, zweistöckige Häuser. Der Junge erwachte um 8 Uhr morgens, die Sonne stand schon hoch am Himmel, und das Meer lohte wie in einem blendenden, silbrigen Feuer. Er zog seine Hose an, nahm ein Frottierhandtuch, sprang über die Steinbalustrade und lief zum Meer. Er tauchte und schwamm, sein Körper fühlte Frische und Freude, und er dachte — wenn man mich zur Flotte nimmt, wäre ich auch nicht abgeneigt, es gibt doch nichts Schöneres als das Meer. Als er genug vom Tauchen und Schwimmen hatte, legte er sich an den Strand und ließ sich von der Sonne verbrennen. Er sah in den mattblauen Himmel, der ihm so blaß erschien im Vergleich zum Meer, und träumte — ach, dieser göttliche, grenzenlose Himmel, bei der Fliegerei ist es übrigens auch nicht schlecht, ... wenn man sich das so vorstellt... diese unendliche Weite, und ich habe Flügel und fliege...

Er war in glänzender Stimmung, schnippte vor Vergnügen mit den Fingern und ging frühstücken. Er aß alles, was man ihm vorsetzte, dann machte er Ausflüge mit den anderen Kurgästen, entweder zu Fuß oder per Autobus. Man besah sich die Bachtschissarai-Fontäne, Ausgrabungen einer alten Stadt, eine alte römische Heerstraße oder genoß einfach irgendwo eine berühmte Aussicht. Im Laufe des Tages hatte er noch viel vor, nochmals baden, Tennis spielen, sich am Schachturnier beteiligen, ganze drei Mahlzeiten einnehmen und dann noch ins Kino gehen und vor dem Schlafengehen in sympathischer Gesellschaft angenehme Gespräche auf der Terrasse führen, wo durch die Bäume das mondbeschienene Meer zu sehen ist.

Aber bald genügte das alles dem Jungen nicht mehr. Irgend etwas fehlte ihm. Er blickte sich fragend unter den jüngeren Frauen um, sah unter ihre breitkrempigen Sonnenhüte. Es war nicht so, daß er verglich oder wählte, das geschah alles unbewußt, es war einfach eine innere Unruhe, die ihn zum Suchen trieb. Es gab nicht ein Gesicht, das ihn anzog, und außerdem waren alle diese Frauen älter als er, hätten seine Tanten sein können oder bestenfalls seine älteren Schwestern, und ohne es zu wollen, nahm er vor ihnen immer eine stramme Haltung ein, denn er war ein wohlerzogener Junge.

Überhaupt waren hier meist ältere Leute, die dazu neigten, von ihrem Befinden, Blutdruck und Ähnlichem zu sprechen. Einige von ihnen gingen mit dem Thermometer baden und kontrollierten, bevor sie ins Wasser stiegen, selbst die Quecksilbersäule, denn sie waren mißtrauisch und hielten die in der Badeanstalt angegebene Temperatur für nicht richtig.

Da der Junge nicht den Menschen fand, den er zur Vollendung seines Glückes brauchte, wurde er nervös und begann sich zu langweilen. Alles schien ihm überflüssig, das nächtelang mondbeschienene Meer, das Tennisspiel, die Ausflüge, und er schrieb seiner Mutter, es wäre besser gewesen, eine Touristenreise zu machen, denn hier könnte man ja umkommen vor Langeweile.

*

Eines Tages, kurz vor dem Mittagessen, bemerkte er plötzlich zwei junge, sonnenverbrannte, schön geformte Hände vor sich. Der Junge hob seine

Augen und erblickte ein reizendes Profil, einen frischen Mund, eine weiche Locke, die unter dem Häubchen hervorlugte, und erkannte freudig: Das war es, was er gesucht hatte.

Er hatte unter den Spaziergängern und bei den verschiedenen Veranstaltungen gesucht, und dieses Mädchen, diese Serviererin, die ihm viermal am Tage im Speisesaal so nahe kam, die hatte er nicht bemerkt. Vielleicht war es deshalb, weil sie so unauffällig angezogen war wie alle Serviererinnen, im grauen Kleid, Schürze und Häubchen? Er grüßte sie und fügte noch einige freundliche Worte hinzu. Sie wurde rot. Zum Abendbrot verspätete er sich. Alle anderen Gäste hatten bereits gegessen und waren gegangen, nur er saß noch da. Als das Mädchen an seinen Tisch kam, sagte er:

„Sie sind von morgens bis abends beschäftigt, haben nicht einmal Zeit zum Spazierengehen?"

„Wieso denn, wir arbeiten doch Schicht, heute ich, morgen Tanja." „Sie sind also morgen frei? Gehen wir doch irgendwohin spazieren?" Sie antwortete, daß es bei ihnen nicht Sitte sei, mit den Kurgästen spazierenzugehen.

„Und ins Kino auch nicht?" „Mit den Gästen ins Kino zu gehen, ist ebenfalls nicht üblich." „Aber ich kann doch nichts dafür, daß ich Kurgast bin!" sagte der Junge, und das Mädchen lachte auf.

„Gehen wir doch nach dem Essen ins Kino, niemand wird uns sehen."

Sie hatte nicht gleich nach dem Abendessen frei, sondern erst anderthalb Stunden danach.

„Ich werde warten, und wenn es zweieinhalb Stunden werden sollten," sagte der Junge, „und sogar dreieinhalb, so lange Sie nur wollen!" Er gefiel dem Mädchen sehr gut, eigentlich schon vom ersten Tage an, als er hier an diesem Tisch Platz genommen hatte, aber sie hatte sich gesagt, nein, es darf nicht sein, das wird hier nicht gern gesehen.

„Wer sieht es nicht gern?"

„Die Leitung, und meine Kolleginnen ebenso."

„Ihre Leitung ist grausam, und Ihre Kolleginnen sind es auch!"

Und er begann sie zu überreden: „Wer sind schon diese komischen Leute, die es nicht gestatten? In solchen Nächten, Ehrenwort, ist es doch einfach Sünde, schlafen zu gehen."

Obwohl sie standhaft geblieben war, ging er mit der Empfindung weg, das Spiel richtig begonnen zu haben. Jedes Mädchen wünscht überredet zu werden, das ist ihr gutes Recht und sogar ihre Pflicht. Das Fesselnde und Spannende der Beziehung liegt vielleicht eben in diesem Spiel.

Der nächste Tag war ein Mittwoch, und sie hatte frei. Bei Tisch servierte ihre Kollegin, eine Dicke mit

„Gehen wir doch nach dem Essen ins Kino, niemand wird uns sehen"

kurzen, roten Händen. Der Junge ging froh und erregt umher und pfiff eine verträumte Melodie. Donnerstag hatte wieder sein Mädchen Dienst, und er richtete es so ein, daß er entweder früher oder später als alle anderen kam, um noch ein paar Worte mit ihr wechseln zu können. Sie trug Klipps in den Ohren und war manikürt. Weder das eine noch das andere hatte er Dienstag an ihr bemerkt, und obwohl er fand, daß zu ihren sonnenverbrannten Händen fliederfarbener Lack und Klipps nicht paßten, erfüllten ihn doch diese Zeichen mit Stolz. Das Mädchen wollte ihm gefallen.

Das Spiel ging in beschleunigtem Tempo weiter. Vom Frühstück bis zum Mittagessen, vom Mittagessen bis zum Tee, vom Tee bis zum Abendbrot wurden die Beziehungen immer klarer, und am Abend dieses Donnerstags erwartete er sie in der entlegenen Allee. Sie gingen durch den menschenleeren dunklen Park, dann kamen sie ans Meer und freuten sich über den Mond. Zuerst gingen sie nur einfach so nebeneinander, dann faßten sie sich an den Händen, und dann umarmten sie sich. Am Freitag gingen sie wieder spazieren.

Sonnabends wurden vom frühen Morgen an die Vorbestellungen für Eisenbahnfahrkarten entgegengenommen. Wer im Laufe der nächsten zwei Wochen abreisen mußte, wurde im Büro in eine Liste eingetragen. Der Junge stand auch in der Reihe der Wartenden. In zwölf Tagen war sein Sanatoriumsaufenthalt zu Ende. Er stand da, mit traurigen Augen, und überlegte: Alles auf der Welt dauert nur einen Augenblick, darum beeile dich, das zu ergreifen, was das Leben dir bietet.

Das Mädchen servierte Koteletts und Grütze und sah durch die Glastür ihren Jungen, der dastand und wartete. Ihre Hände mit den fliederfarbenen Nägeln zitterten, sie verwechselte alles, wußte nicht mehr, wer Koteletts und wer Grütze bekam, und kämpfte still mit den Tränen. Ihr gefiel der Junge, ihr gefielen seine Küsse, und es tat ihr unsagbar leid, daß er bald abreisen sollte.

*

Sie war sicher, daß das die Liebe war, und erfand ein Märchen: „Sie liebt ihn fürs ganze Leben. Und er liebt sie fürs ganze Leben. Er ist jetzt noch abhängig von seinen Eltern und kann sie nicht mitnehmen, aber sobald er selbständig wird, holt er sie, und sie werden immer zusammenbleiben und sich ewig, ewig küssen. Und alles andere wird sich finden."

Sie erzählte dem Jungen nicht ihr Märchen, aus Angst, er könnte irgend etwas Unerfreuliches sagen. Sie konnte sich nicht einmal zu der Frage entschließen „Kommst du wieder?" Er könnte doch plötzlich antworten: „Wie kann ich denn wiederkommen?" Er sollte doch jetzt in einen Betrieb gehen und dann in die Armee. Das hatte er ihr nicht nur einmal gesagt. Eingeschüchtert und ohne es wirklich zu glauben, klammerte sie sich immer mehr an ihr Hirngespinst, um nicht ganz zu verzweifeln. Der Junge war zärtlich, gab ihr viele Kosenamen.

Er litt unter der Trennung von ihr und erwartete immer ungeduldig den Abend. Er wollte ihr gern ein Geschenk machen, aber die fürsorglichen und zugleich strengen Eltern, die ihn nicht zu sehr verwöhnen wollten, hatten ihm nur soviel Geld gegeben, wie er für die Rückfahrt und kleine Ausgaben, Kino, Obst und Selterswasser, brauchte, und so hatte der Junge nichts, um seinem Mädchen Parfüm zu kaufen.

*

Am Abend der Trennung konnte sich das Mädchen aber doch nicht bezähmen und fragte: „Kommst du wieder?"

Er antwortete feurig: „Na, was glaubst du?" Aber im selben Augenblick hatte er es schon bereut. Es wäre dumm und gewissenlos, ihr irgendwelche Versprechungen zu machen. Woher soll er denn wissen, wie sich die Verhältnisse weiter gestalten? Wer weiß, was alles geschehen und ihn hindern kann, wiederzukommen? Er wollte sie nicht belügen und sagte schon bedeutend ruhiger: „Bei der erstbesten Gelegenheit komme ich."

Ja, das war anständig. Man kann sich doch nicht nur in Kurorten herumtreiben! Was konnte sie noch dazu sagen? Er hatte ehrlich geantwortet.

Sie wartete ein wenig, dann fragte sie: „Liebst du mich?"

„Dummchen", sagte er, „natürlich habe ich dich lieb!"

Und in dieser Minute liebte er sie wirklich. Sie saßen bis zum Morgengrauen auf ihrer abgelegenen Bank unter dem Nußbaum, schenkten einander ihre Fotos und verabredeten, sich postlagernd zu schreiben.

Am nächsten Morgen stand der Autobus vor dem Sanatorium. Der Junge half den Frauen und alten Leuten beim Einsteigen, reichte ihnen ihre Koffer und Taschen mit Pfirsichen. Da er der Jüngste war, stieg er als letzter ein. Er fand keinen freien Platz mehr und setzte sich auf seinen Koffer. Er sah nicht fröhlich aus, aber er dachte nicht an die Trennung, die hinter ihm lag, sondern an das, was ihn erwartete, an seinen Eintritt in die Fabrik und auch daran, was aus seiner Hochschulbildung werden soll und wer wohl jetzt von seinen Jungen in der Stadt sein wird.

Das Mädchen erbat sich bei der Diätschwester die Erlaubnis, weggehen zu dürfen, sagte, sie müsse ins Kontor und lief, was sie nur konnte. Sie wollte noch einmal, das letztemal, ihren Jungen sehen. Der Autobus begann schon zu fahren, von weitem sah das Mädchen, wie sich das Parktor vor ihm öffnete und er davonrollte, ein graublaues Wölkchen ausstoßend.

Der Junge saß in Gedanken versunken auf seinem Koffer und merkte gar nicht, wie das Mädchen durch die Allee lief und dann stehenblieb, und wie sich langsam das große Tor schloß, durch das er vielleicht niemals mehr kommen würde.

*

Anfangs ging das Mädchen täglich zur Post und fragte verschämt beim Schalter:

„Nadja, sieh mal nach, ob für mich etwas da ist.“ Nadja nahm das Päckchen Briefe mit dem Anfangsbuchstaben O, sah es schnell durch und antwortete stets: „Er wird noch schreiben.“

Dann ging das Mädchen nur jeden zweiten Tag zur Post, dann noch seltener, und immer sagte Nadja dasselbe, aber kein Brief kam an. War es denn wirklich so schwer, zu schreiben? Er könnte doch schreiben, wie er sich das Leben eingerichtet hatte, wie das Wetter ist... Man kann doch nicht so einfach sang- und klanglos verschwinden, das ist nicht schön, sogar, wenn die Beziehung nicht ernst gemeint war. Sie schrieb ihm zwei Briefe, zwei lange Briefe in Prosa und Gedichtform, und jeder endete mit den Worten: „Erwarte deine Antwort wie die Nachtigall den Sommer.“* Vielleicht hatten ihm die Briefe nicht gefallen? Vielleicht waren zu viele Fehler darin gewesen? Wahrscheinlich! Er hatte doch die Zehnjahresschule absolviert...

Bald aber hatte sie andere Sorgen als den Jungen und seine Briefe. Sie war in eine Lage geraten, daß sie überhaupt nicht mehr wußte, was sie tun sollte. Da halfen keine Tränen, keine Reue, kein Schreien in die weite Welt hinaus. Nichts half!

Sie fühlte sich plötzlich wie abgeschnitten von der Umwelt, mutterseelenallein mit ihrer Angst. Vor ihr stand der alte, überlieferte Schrecken vor übler Nachrede, schlechtem Ruf, Schande und Klatsch der Leute.

„Na“, werden die Leute sagen, „hat er dich beschwindelt?“

„Nein, ich habe ihn selbst betrogen!“

„Hast ihn wahrscheinlich zu sehr geliebt, was?“

Sie hatte eigentlich gar nichts mehr zu sagen. Sie merkte, daß sie ihn schon nicht mehr so sehr liebte, und sie war fest entschlossen, ihren Zustand vor allen zu verheimlichen.

Der Sommer ging seinem Ende zu. Das Laub rötete sich, die Berge verblaßten. Auf den gelb gewordenen Akazien hingen Büschel von schwarzen Schoten. Es wehte Nordostwind. Lange, trübe Wellen kräuselten sich schäumend und überfluteten das Ufer bis zur Balustrade. Schwarze, zerzauste Wolken krochen über die Berge hin. Der Morgenfrost hatte den Nußbaum gepackt, und seine schönen großen Blätter lagen nun rings umhergestreut auf der Erde und auf jener Bank. Im Kurort wurde es immer stiller. Im Sanatorium wurden die Urlaubstermine für die Angestellten festgesetzt. Das Mädchen wurde gefragt, wann sie Urlaub nehmen wolle, im Dezember oder Januar? Sie antwortete: Im März. Sie möchte gern ins Dorf zu ihrer Tante, die sie nach dem Tode ihrer Eltern erzogen hatte. Diese Tante baue sich jetzt ein Haus und hatte sie gebeten, eben

* *Ein im Russischen üblicher gereimter Briefschluß bei einfachen Leuten.*

im März zu ihr zu kommen, um ihr zu helfen. Das Mädchen zeigte sogar einen Brief ihrer Tante, der auch mit den Worten endete: „Erwarte deine Antwort wie die Nachtigall den Sommer!"

„Na, schön", sagte man und erlaubte ihr, im März auf Urlaub zu gehen. Warum war das Mädchen plötzlich so verschlossen? Woher diese Wendigkeit und dieser verzweifelte Mut? Wer hätte je geglaubt, daß sie ohne mit der Wimper zu zucken so lügen und zu solcher List greifen könnte? Sie war doch ein so stilles, einfaches Mädchen gewesen, das immer das Herz auf der Zunge trug...

*

Sie wohnte neben dem Sanatorium, im Heim des Personals, einem zweistöckigen, netten Haus, am Rande des Parks. Daneben lagen die Wirtschaftsgebäude, Lagerräume, Wäscherei und Garage. Das Mädchen wohnte in einem Zimmer mit der dicken Tanja. In Tanjas rosigen, gesenkten Mundwinkeln wuchs ein strenges, dunkles Bärtchen. Sie war klein, breitschultrig, hatte ein mürrisches Aussehen, liebte es nicht, über Nichtigkeiten zu schwatzen und verbrachte ihre Freizeit mit bulgarischer Kreuzstichstickerei. Sie sang sehr hübsch, und von ihr lernten die anderen Mädchen so gut singen, daß sie sogar auf einem Laienkunstabend in der Kreisstadt auftraten.

Es wurde März. Das Mädchen legte ihre Sachen in einen alten Koffer, den man ihr gab und den alle der Reihe nach benutzten, und fuhr auf Urlaub. Der Frühling war in vollster Blüte, rote Tulpen blühten auf den Bergen, die Sanatorien, Erholungsheime und Touristenplätze füllten sich mit Menschen.

Die Tulpen verblühten. Die Zeit der Rückkehr war gekommen, aber das Mädchen kam nicht.

„Wahrscheinlich läßt die Tante sie nicht weg", sagten die anderen Mädchen, „das Haus muß doch zu Ende gebaut werden." Als aber auch die Mandelbäume verblühten, begann man sich zu beunruhigen.

„Vielleicht ist sie krank geworden?" sagte Tanja.

Man fragte einander nach der Adresse der Tante, aber niemand kannte sie. Man alarmierte sogar die Leitung des Sanatoriums und machte der Miliz Mitteilung, die sich bemühte, in der Paßabteilung herauszufinden, woher sie gekommen war. Man setzte sich mit dem dortigen Dorfrat in Verbindung, und der übergab den Brief der Tante des Mädchens. Die Tante antwortete in panischem Schrecken, daß ihre Nichte niemals angekommen sei, daß sie gar nicht die Absicht habe, ein Haus zu bauen und daß sie weiter in ihrer alten Hütte wohne.

Das Mädchen war zu dieser Zeit viele hundert Kilometer vom Sanatorium entfernt im Entbindungsheim der Bezirksstadt. Sie meldete sich unter falschem Namen an, mit fremden Dokumenten.

*

An einem blauen Märztag gebar sie einen Sohn, ein warmes, zartes Menschlein. Man brachte ihn ihr zum Stillen und trug ihn dann wieder weg. Ihr blieb viel Zeit, über alles Geschehene und auch über die Zukunft nachzudenken. Sie dachte daran, wie sie doch alle angeführt hatte. Man sagt „Es läßt sich nicht verheimlichen", aber ihr war es doch gelungen. Nun stand noch eine schwere Aufgabe vor ihr. Was sollte sie sagen, wenn sie, nachdem sie das Kind untergebracht hatte, wieder ins Sanatorium zurückkehrte? Wie sollte sie ihre Abwesenheit erklären, wenn man dort bereits erfahren hatte, daß die Geschichte mit der Tante eine Erfindung von ihr gewesen war?

Sie lag im hellen Krankensaal, noch schwach von den überstandenen Qualen, und zermarterte ihren armen Kopf fieberhaft mit neuen betrügerischen Erfindungen, die noch raffinierter und geschickter sein sollten als die bisherigen, und erschöpft vor Anstrengung schlief sie ein. Sie erwachte, als man ein kleines, warmes, atmendes Etwas neben sie legte und jemand sprach:

„Mamachen, Mamachen, es ist Zeit, das Söhnchen zu füttern!" Die Leute im Entbindungsheim waren sehr mitfühlend und versprachen, das Kind gut unterzubringen.

„So ein Kind", sagten sie, „nimmt jeder, so ein hübsches und gesundes Kind!" Das Mädchen lächelte erfreut und dankbar über dieses Lob. Während des Stillens betrachtete sie das winzige Gesichtchen, das sich an ihre Brust drückte. Wie dieses winzige Näschen schnaufte, wie sich die Stirn runzelte, seltsam, mit welcher Kraft dieses kleine Wesen die Milch sog und schluckte. Der Junge sollte leben, wachsen und groß werden, und um das zu erreichen, trank er sich mit solcher Heftigkeit satt, vollkommen von seiner Beschäftigung in Anspruch genommen. Und das Mädchen, seine Mutter, sah ihn an, mit vor Erstaunen geöffneten blassen Lippen. Man trug ihn wieder weg, und ihr schien es immer noch, als ob sein Atem ihre Brust kitzelte, und sie fühlte im Schlaf seinen Geruch, der ihr besonders vorkam, dieser Geruch aus Kinderseife und Kinderhaut, rein wie Blütenblätter. Sie nahm ihren Taschenspiegel vom Nachttischchen, sah hinein und staunte über sich. Früher war ihr Gesicht leer und ohne ernsten Ausdruck gewesen, und jetzt war in ihm eine solche Ruhe, eine solche Nachdenklichkeit und Würde, solch ein Leuchten...

Sie hätte das alles nicht so sagen können, aber sie merkte, daß es da war. Und sie stellte sich vor, daß sie bereits ein langes Leben hinter sich hatte, voller Grübeln und Leiden, daß sie schon nicht mehr jung sei und alles auf der Welt erduldet hatte. Und der, der weggefahren war, der von ihr Abschied genommen hatte, erschien ihr jetzt wie ein dummer, verständnisloser Halbwüchsiger. Wonach hatte er gefragt, was hatte er ihr erzählt und worüber hatten sie gesprochen, wenn sie sich nicht küßten? Über irgendeinen Unsinn, wer welche Filme gesehen hatte... das ist ja rein zum Verrücktwerden... wer von ihnen welche Filme gesehen hatte!

*

Fortsetzung auf Seite 67

Kennen Sie diesen Sport?

fragt
Peter Purzel
und sagt . . .

Der Sport sei nicht neu, –
und man fahre dabei ganz gut,
flüstert mir Fräulein Ruth
ins Ohr. Auch ohne Pneu.

Und es sei
so ein schönes Gefühl dabei . . .
So eine Mischung
von Muskelkater
plus Erfrischung,
von Sympathie
zu Fahrrad und Ski . . .
setzte sich auf
den Velo-Ski rauf,
und man zog sie dann
kräftig bergan.

Ich kannte den Sport
(auf mein Wort!)
nicht genau,
und ich war gespannt,
was der Mann da wolle
und was das solle . . .

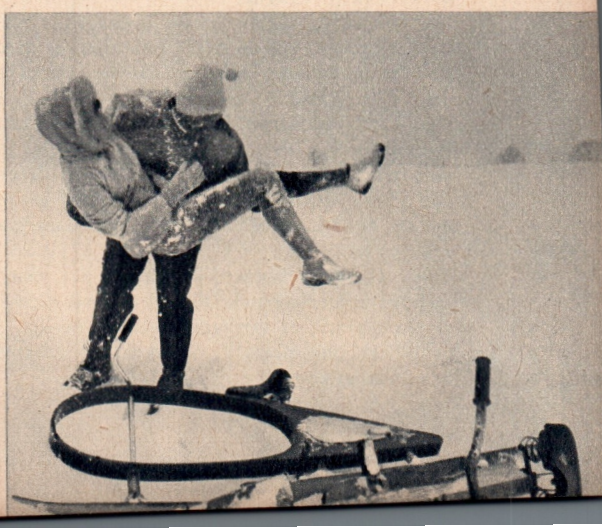
Ist es so eine Art
Hilfestellung
vor der Fahrt
über Schlucht und Schwellung
der Landschaft?
Oder sucht er nur
unter Zuhilfenahme

der Winternatur
bei der reizenden Dame
nach netter Bekanntschaft?
Fahren sie doppelt
zusammengekoppelt,
verweht und verwegen,
dem Abgrund entgegen?

Aber nein!
Sie rutscht ganz allein
durch die Gegend,
wohl überlegend,
daß es dem Mann
imponiert,
wenn die Frau
was riskiert
und was kann.
Also 'ran!

Doch läßt sie es bleiben,
Ungeniertsein
und Emanzipiertsein
auf die Spitze zu treiben.

Der Verlust der Balance
(und damit die Chance
für den Mann)
war als Panne
eingeplant,
denn man darf's keinem Manne
mißgönnen,
helfen zu können.



W. HAMPEL

Der Mordfall Jan Hanussen

Am Freitag, dem 7. April 1933, finden Chaussee-Arbeiter in einer Tannenschonung an der Landstraße von Baruth nach Neuhof, südlich von Berlin, die Leiche eines gutgekleideten Mannes. Das Gesicht des Toten ist von Pistolenschüssen zerfetzt.

Die sofort verständigte Polizei identifiziert den Ermordeten an Hand einer Firmenbezeichnung in seinem Anzug als den seit 14 Tagen spurlos verschwundenen Hellseher Erik Jan Hanussen.

Die Staatsanwaltschaft betraut daraufhin die Berliner Mordkommission unter Leitung des fähigen Kriminalkommissars Albrecht mit der Aufklärung des Verbrechens.

Der Polizeibericht meldet: „Da man verschiedene Wertsachen bei der Leiche fand, scheidet der Verdacht eines Raubmordes aus. Die Täter werden von der Polizei in den Kreisen der Unterwelt gesucht, mit der sich Hanussen in der letzten Zeit stark eingelassen hatte."

Tage vergehen, Wochen, Monate — der sonst so tüchtige und erfolgreiche Kommissar Albrecht versagt. Oder will er versagen? Weiß er bereits, daß die Aufklärung dieses Verbrechens ihm selbst den Kopf kosten könnte?

Die Akte „Mordfall Hanussen" wird geschlossen und verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Was bedeutet schon ein Mord in dieser Zeit. Wie viele Verbrechen bleiben unaufgeklärt oder sind sogar staatlich sanktioniert?

Nur die Frechheit macht es

Der junge Hermann Steinschneider war ein kleiner, aufgeweckter, schwarzhaariger Bursche, der durch seine verwegenen Streiche den Vater und die Mutter oft in arge Verlegenheit brachte.

Als Sohn eines Komödianten am 2. Juni 1889 in Wien geboren, zog er mit der Wanderbühne seiner Eltern durch die Lande und sollte, dem Wunsch seines Vaters entsprechend, auch Schauspieler werden. Es blieb bei dem Wunsch; denn Hermann, der weder Talent noch Ausdauer zeigte, hängte schon sehr bald die Schauspielerei an den Nagel und versuchte sich als Allroundman beim Zirkus. Er fraß Feuer, durchbohrte sich die Wangen mit Nadeln und gab ein kurzes abschließendes Gastspiel als Raubtier-Dompteur. Er vertraute dabei, wie er einmal sagte, auf seinen „dämonischen Blick". Die Raubtiere waren anderer Meinung.

Schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten versuchte ein Löwe ihn anzufallen und vermittelte dem jungen Dompteur damit eine wesentliche Erkenntnis für seine spätere Laufbahn:

„In diesem Augenblick verließ ich mich nicht mehr auf meine Augen, sondern knallte ihm eins vor den Latz, quer über die Schnauze, daß die Fetzen flogen. Ich dachte mir, wenn du frech bist, bin ich noch frecher. Und sehen Sie, das Prinzip habe ich danach immer befolgt: Frech sein, wenn der andere knurrt. Nur die Frechheit macht es in diesem Leben."

*

1917 — Europa ist im Strudel des 1. Weltkrieges versunken. Die Soldaten der k. u. k. Armee liegen hungernd in den Schützengräben und verfluchen Gott, den Kaiser und die Welt. Da entdeckt eines Tages der Soldat Hermann Steinschneider seine telepathischen Fähigkeiten. Was Hunderte von Kilometern entfernt in der Heimat geschieht — Steinschneider fühlt es. Er ahnt es! Er sieht es!

Da ist der Vater eines Kameraden gestorben. Steinschneider hat es empfunden, hat es klipp und klar gesagt. Fünf Tage später erst bringt ein Feldpostbrief die Bestätigung. Da ist die jüngste Tochter des Feldwebels lebensgefährlich erkrankt. Steinschneider offenbart es dem Vater, lange bevor die Nachricht aus Wien eintrifft. —

Er wird zum Kompaniechef befohlen. „Darf ich mir erlauben, Herrn Hauptmann zur Geburt eines strammen Sohnes zu gratulieren?"

Der Hauptmann ist skeptisch und möchte erst die Bestätigung über das freudige Ereignis schwarz auf weiß in Händen haben. — Sechs Tage später hat er sie.

Der Soldat Steinschneider darf seinem Hauptmann gratulieren. Der Herr Hauptmann gratuliert seinem gottbegnadeten Soldaten zu seinen übermenschlichen Fähigkeiten. —

In der Feldpostdienststelle des Regiments sitzt derweile ein guter Bekannter des „Übermenschen" und öffnet, ganz so wie besprochen, die für Steinschneiders Kompanie aus der Heimat eingehende Post. Er liest die Briefe und schreibt alles Wichtige auf einen Zettel, den er heimlich Steinschneider zukommen läßt. Jetzt braucht man die Briefe nur noch ein paar Tage zurückzuhalten, und das große Wunder der Telepathie über Zeit und Raum ist vollbracht.

Ein Scharlatan erobert Wien

Es sind riesengroße, knallrote Plakate, die eines Tages von den Litfaßsäulen in Wien das Auftreten des großen Telepathen und Hypnotiseurs Erik Jan Hanussen ankündigen.

Die Vorstellung ist Tage vorher ausverkauft, und eine atemlose Stille herrscht im großen Konzerthaus, als die Lichter langsam verlöschen und der schwarzhaarige, gedrungene Mann mit den faszinierenden Augen die Bühne betritt. Er liest in den Hirnen der Menschen wie in einem offenen Buch. Er verblüfft durch telepathische Tricks von unwahrscheinlicher Präzision, und seine hypnotischen Darbietungen lassen dem Publikum prickelnde Schauer über den Rücken laufen.

Wien hat seine neue Sensation: Erik Jan Hanussen! Das ist das Gesprächsthema in Villen und Baracken. Der gescheiterte Komödiant, Feuerfresser, Dompteur, Kellner und Sänger Hermann Steinschneider ist tot. Es lebe Erik Jan Hanussen, der Übermensch mit dem sechsten Sinn!

Wochen und Monate voll rauschender Erfolge reihen sich aneinander.

Erik Jan Hanussen, wie auch wir ihn ab jetzt nennen wollen, steht auf dem Gipfel seiner ersten Ruhmesperiode.

Doch bald tauchen überall andere, nicht weniger gerissene Schwindler auf, die — genau wie er — die Unwissenheit und den Aberglauben der Menschen in klingende Münze zu verwandeln suchen.

Da erscheint Mitte des Jahres 1920 im Verlag der Waldheim Eberle AG. in Wien ein Buch, das rücksichtslos mit den dummdreisten Tricks der betrügerischen Telepathen aufräumt.

„Am bekanntesten ist wohl die schon von uns als Kinder auf Jahrmärkten bewunderte Kunst, in die an das Medium gestellte Frage gleichzeitig die Antwort hineinzukonstruieren. So ist zum Beispiel das Wörtchen ‚nun' die geheime Bezeichnung für Uhr. ‚Jetzt' bedeutet Ring — ‚aber' Stock usw. Der Assistent des Telepathen, der im Saal durch das Publikum geht und sich Gegenstände aller Art reichen läßt, braucht also weiter nichts zu tun, als die entsprechenden Code-Wörter zu benutzen, und schon ist der mit verbundenen Augen auf der Bühne sitzende Meister in der Lage, die vielfältigen Dinge zu erraten. Ein Trick von vielen.

Was der Leser in dem Buch nicht findet, liest er in diversen Zeitungsartikeln.

Auf der Bühne sitzt mit fest verschlossenen Augen und Ohren der Schwindel-Telepath. Sein Helfer geht durch den Mittelgang des Saales. Eine Dame überreicht ihm ihren Ausweis. Er sieht ihn sich an und konzentriert sich. Es fällt kein Wort. — Der Telepath auf der Bühne atmet schwer. Dann fängt er an zu sprechen, nennt den Namen der Ausweisinhaberin, ihren Geburtstag und die Ausweisnummer. Telepathie? — Schwindel!

Der Läufer im Mittelgang des Saales ist mit Kupferdrähten durchwirkt. Eine unsichtbare Leitung führt

ür Hitler
ah er hell . . .

Hanussen-Schau
Unter den Linden

zum Stuhl des Telepathen und endet in Miniaturkopfhörern unter seiner Augen- und Ohrenbinde. Sein Assistent aber trägt eine Batterie im Anzug und Kontaktgeber unter den Füßen. Alles Weitere geht streng nach dem Morsealphabet."

So werden die Menschen aufgeklärt, und der Aufklärer ist kein anderer als Erik Jan Hanussen!

Er rechnet so: Läßt die Telepathie an Zugkraft nach, so wird die Aufklärung über die Telepathie im Kurs steigen. Außerdem wird mir selbst, da ich ja alle diese Enthüllungen unter meinem vollen Namen veröffentliche, kein Mensch die ungeheure Frechheit zutrauen, weiter mit genau denselben Tricks zu arbeiten, die ich entlarve.

Gerade das aber tut er, wie später eidesstattliche Aussagen seiner Mitarbeiter eindeutig beweisen!

Inzwischen ist das Überangebot an Telepathen in Wien dermaßen groß geworden, daß die Gagen ständig fallen und auch der Ruhm Hanussens beträchtlich abbröckelt.

Dafür werden seine Experimentalabende immer monströser, seine hypnotischen Schaustellungen immer hemmungsloser.

1923 wird er als lästiger Ausländer aus Wien ausgewiesen, da er, entsprechend der Nationalität seiner Eltern, tschechoslowakischer Staatsbürger ist. Die erste Ruhmesperiode Erik Jan Hanussens ist vorbei.

Wir werden hellsehen!

1927 — In dem Varieté einer tschechischen Kleinstadt tritt eine Hellseherin auf. Unter den Zuschauern befinden sich Hanussen und sein Sekretär Juhn.

Hanussen ist fasziniert. Nicht von dem Hellsehschwindel, den er auf den ersten Blick durchschaut, sondern von dem rasenden Beifall, den die angebliche Inderin für ihre primitiven Tricks erhält.

Ist das Gedankenlesen kein Geschäft mehr, so ist es ganz offensichtlich das Hellsehen. Der Entschluß ist an Ort und Stelle gefaßt: „Juhn, ab morgen werden wir hellsehen!"

Der kummergewohnte Sekretär nickt ergeben mit dem Kopf. Schnell wird ein Code- und Verständigungssystem ausgearbeitet. Die ersten Male klappt es miserabel. Dann aber tritt alles das ein, was Hanussen sich davon versprochen hat: Seine Vorstellungen werden wieder gut besucht, das Geld fließt reichlicher, und die Presse wird auf ihn aufmerksam. Ganz überraschend tut sich noch dazu eine zweite recht einträgliche Einnahmequelle auf. Immer mehr Menschen suchen das nagelneue Hellsehwunder auf, um sich in Privatkonsultationen Fragen beantworten zu lassen. Hanussen sagt, was ihm gerade einfällt, und nimmt horrende Preise.

Die Fragestellerin, Frau Luise Drbal aus Hohenelbe: „Soll meine Nichte ihre Schwester in Amerika besuchen? Wird dabei alles gut gehen?" Hanussen: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich."

Juhn: „Macht 200 Kronen, gnädige Frau."

Das ist aktenkundig. Diese und ähnliche Vorfälle kommen im Leitmeritzer Prozeß am 16. Dezember 1929 zur Sprache.

Der des Betruges angeklagte Hanussen geht mit Glanz über die Bühne. Er zeigt im Gerichtssaal einige seiner Tricks und erreicht durch die richterliche Begründung des Freispruchs die indirekte Anerkennung seiner Fähigkeiten:

„Das Gericht ist nicht in der Lage auszusprechen, daß der Angeklagte die Gabe des Hellsehens nicht besitzt."

Eine Befragung des Sekretärs Juhn hält das Gericht für überflüssig. Als er ein paar Jahre später gefragt wird, sagt er unter Eid:

„Hanussen hat während der zweijährigen Mitarbeiterschaft meiner Person bei ihm nicht ein einziges wirkliches Hellsehexperiment ausgeführt. Er hat natürlich auch niemals selbst daran geglaubt.

Fortsetzung auf Seite 71

Dämonie – ein gutes Geschäft

Dinah Nelken möchte wissen:

Wann ist ein Flirt kein Flirt mehr?

Der Krach begann damit, daß *er* sie höflichsten Tones fragte, ob sie nicht alle Tassen im Schrank habe, da sie es doch wirklich fertig bringe, mit diesem Vollblutidioten, dieser Flasche von Mann, diesem nachgemachten Menschen namens Eduard, herumzupoussieren. Worauf *sie* ihn in gleicher, nur etwas schrillerer Lautstärke erst über die Anzahl der Tassen aufklärte, die *er* im Schranke habe, und dann über die Tatsache, daß es sich bei Eduard

1. nicht um einen Vollblutidioten,
2. nicht um eine Flasche, sondern um einen reizenden Menschen,
3. jedoch bei der sogenannten Poussage um einen Flirt, also die heutige Form zwischenmenschlicher Beziehungen, handele.

Sie sei eine Dame, gleichberechtigtes Mitglied einer fortschrittlichen Gesellschaft, stehe ihre Frau wie er seinen Mann im Leben und in der Liebe respektive dem, was das Lexikon — hier stürzte sie zum Bücherschrank, zerrte „A bis Z" heraus, schmetterte es auf den Tisch, öffnete es und vollendete: „... was das Lexikon schlicht und sinnig Liebelei nennt." In ihrem Falle übrigens zu Unrecht, da es sich hier natürlich nicht einmal um eine solche, sondern um — wieder Sturz zum Bücherschrank, Fremdwörterlexikon heraus, Blick hinein: „... um das, was das Fremdwörterlexikon mit ‚Liebeln' oder ‚den Hof machen' bezeichnet."

Denn um etwas anderes als um dieses nach einer mittelalterlichen Bezeichnung ‚Hof machen' genannte Bemühen um die Dame seines Herzens könne es sich bei Eduard nicht handeln! Also um Verehrung in Zucht und Sitten!

Worauf *er*, Karl-Theobald, eine gräßliche Hohnlache anschlug, zum Bücherbord stürzte, den deutschen „Wortschatz nach Sachgruppen" herausriß und ihr schwarz auf weiß zeigte, was alles sich unter dem schlichten Fremdwort ‚flirten' an unbegrenzten Möglichkeiten verberge. Nämlich: ‚Den Hof machen, mit dem Zaunpfahl oder der Laterne winken, belagern, belästigen, bemühen, beschwören, bestürmen, bitten, drängen, dringen (in).' Dann aber unter Nummer 44, Stichwort Sinnlichkeit, Laster: ‚Sich vergehen, sich vergessen, Anschluß finden, zu Fall kommen, vom Baum der Erkenntnis essen, ansprechen, anquatschen, betören, entehren, schänden, verführen.' Also alles, was nach dem „Wortschatz des deutschen Volkes" ‚anstößig und bedenklich sei, obszön oder gepfeffert, buhlerisch, dirnenhaft, ehebrecherisch, leichtfertig, leichtlebig, leichtsinnig, liederlich'!

So, daß er, Karl-Theobald, den oben erwähnten Vollblutidioten Eduard mit Recht nicht nur eine Flasche, sondern nach dem „Wortschatz des deutschen Volkes" unter Paragraph 44 auch einen Bruder Liederlich, einen Don Juan, Draufgänger, Ehebrecher, Lüstling, Mädchenjäger und Lotterbuben nennen könne. Den Flirt aber — ja, auch den ganz gewöhnlichen Feld-, Wald- und Wiesenflirt — eine verderbliche, verwerfliche Verführung zu Leichtsinn, Liederlichkeit und Laster!

Ha! Das war zuviel! Das war in jeder Beziehung zuviel! Und so weit gegangen, wie eben ein Flirt weder geht noch zu gehen hat. Worüber natürlich wiederum die Meinungen so weit auseinander gingen, daß die beiden im Zorn auseinander gingen, um sich anderweitig besser und genauer als aus dem „Sprachschatz des deutschen Volkes" zu informieren.

Zuerst natürlich bei den Sachverständigen auf diesem Gebiet, den Dichtern und Schriftstellern, deren Aufgabe es ist, über die etwas dumpfen Ver-

hältnisse im Herzen der Menschen Buch zu führen. Und da es sich hier zuerst um einen Schriftsteller weiblicher Natur handelte, erklärte *Rosemarie Schuder* recht genau, daß der Flirt der Punkt auf dem I der Liebe sei.

„Zum Schmuck, nicht zum Verständnis des Wortes. Der Punkt allein hat wenig Wert. Und viele Punkte nebeneinander sind das Zeichen, daß etwas fehlt."

Wohingegen *Stefan Heym* kurz und kühl und in Anwesenheit seiner Gattin erklärte: „Auf diesem Gebiet bin ich völlig neutral."

Während die Schauspielerin *Inge Keller* auf die Frage, was denn sie vom Flirten hielte, mit verklärtem Lächeln seufzte: „Viel! Flirten erspart die Arztkosten und hält jung und elastisch. Aber was für ein Jammer, daß mit dem Beginn der Liebe — einem so unbequemen und unsicheren Faktor des Lebens! — mit diesem Umschlagen der Quantität in die Qualität der Flirt für gewöhnlich ein Ende hat. Wie schade! Und warum eigentlich?"

„Weil!" — nach der Meinung des Schlagersängers *Peter Wieland* — „ein Flirt meist nur drei Minuten dauert und daher nach drei Minuten wieder abklingen soll." Gewiß findet auch er einen Flirt großartig, um so mehr, da schon ein hübsches Schlagerlied zu einem Flirt inspiriert und verführen kann. Denn man brauche zwar Herz zu einem Flirt, aber nicht zu viel. Wann er aber aufhört, das hängt vom persönlichen Geschmack und Fingerspitzengefühl jedes einzelnen ab.

Und auch *Heinz F.*, zweiundfünfzig Jahre, Referent, erklärt mit schöner Offenheit: „Flirten? Aber immer! Zum Flirt gehört auch das Küssen, wie überhaupt mehr als die meisten Menschen denken. Ein Flirt hört erst auf, ein Flirt zu sein, wenn ein Kind zur Welt kommt."

Das kann man wohl sagen! Ja sogar, daß hier die Grenzen ein wenig weit gezogen sind, weiter als von dem achtunddreißigjährigen, verheirateten Eisenbahner *Heinz P.*, bei dem die Liebe schon ausgeht, wenn das Geld ausgeht. Oder gar bei *Kurt S.*, siebenunddreißig, Angestellter aus Rostock, der kühl erklärt: „Jeder Flirt ist wie ein ungedeckter Scheck. Man schreibt ihn aus und weiß genau, daß er platzt." So daß *Heinz L.*, zwar erst siebzehnjährig, aber eben kaufmännischer Lehrling, recht abgeklärt den Flirt kurzerhand unter ‚Unkosten' verbuchen möchte.

Wie recht der junge Mann hat! Da nach *Anni W.*, einer dreiundzwanzigjährigen Verkäuferin in Berlin, der Flirt schon endet, wenn es zum Kuß kommt.

Frauen flirten gern,
weil sie für den Ernstfall
in Form bleiben wollen.

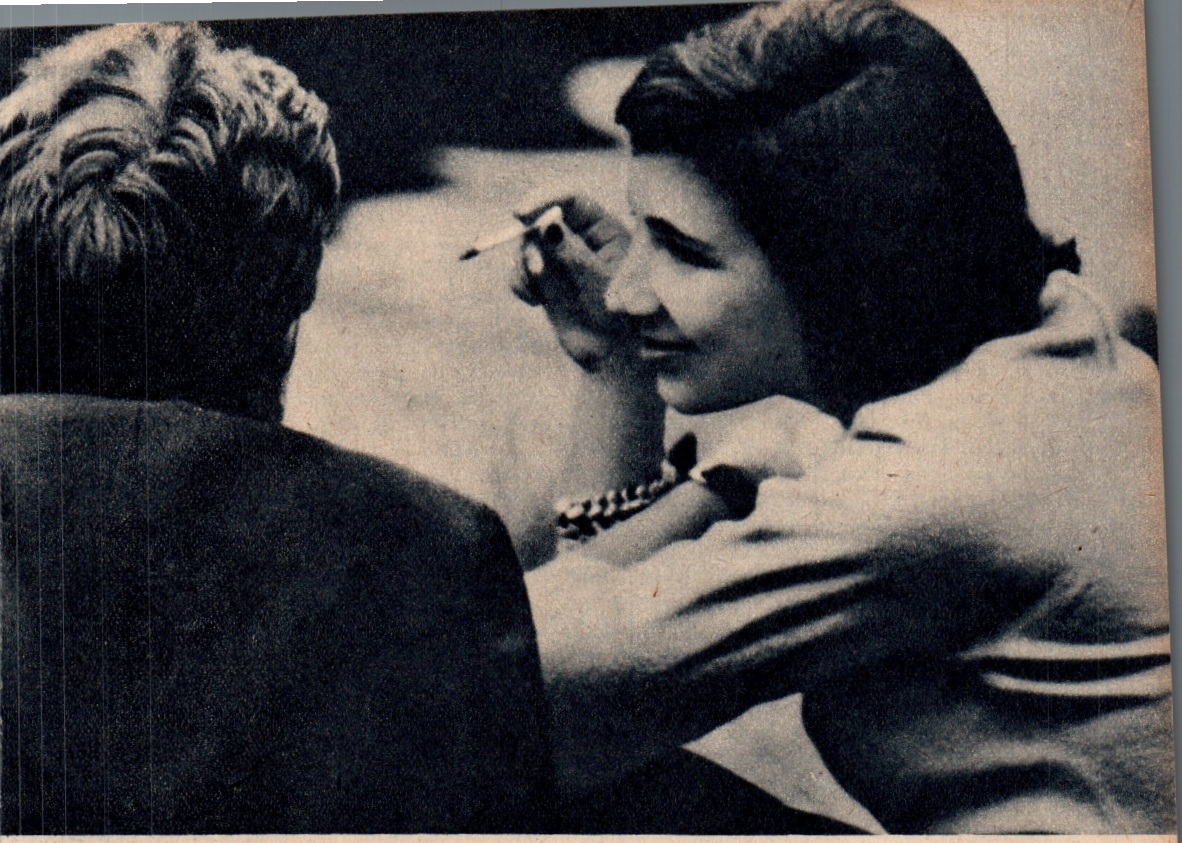
Vorher aber gesteht Anni W. ihren Liebes- und Leidensgenossinnen alle Mittel zu, die nach ihren anscheinend maßgeblichen Erfahrungen der Zweck heiligt: „Ich flirte mit den Augen oder mit den Beinen, ganz egal, ob ich ihn kenne oder nicht, ob ich ihn gern hab' oder nicht. Wenn ich *ihn* sehe und er tut, als ob ich nicht da wäre, dann versuche ich mit allen Mitteln, auf mich aufmerksam zu machen: entweder ich fixiere ihn, bis er unruhig wird, oder ich stehe auf und gehe durch den Raum, und schon hab' ich's geschafft! Er spricht mich an, wir verabreden uns vielleicht etwas später, und ..."

Und dann bieten sich der Flirtgeübten alle Arten der Bestrickung, von der wahrhaften Bestrickung, nämlich der mit Pullovern, Schals und Wollhandschuhen zum Warmhalten des Leibes und der Seele, der Kaffeekanne und der Gefühle, von der mütterlichen Fürsorge also bis zu dem kindlichen Augenaufschlag, mit dem die Naiven von Sechzehn bis Sechzig den Klugen dumm zu machen und den dümmsten Worten gleich einer Offenbarung überlegenen männlichen Geistes zu lauschen verstehen. Denn im kalten Krieg der Geschlechter sind die konventionellen Waffen noch immer die wirksamsten und die Frauen die erfolgreichsten, die vor seiner Briefmarkensammlung keine Gähnkrämpfe bekommen, bei der Schilderung seiner beruflichen Heldentaten in die Ekstase geraten, deren sie sich bei besseren Gelegenheiten nicht zu schämen brauchen. Ja, was heute ankommt, ist Liebe plus Verständnis, ist intellektuelle Gleichberechtigung inklusive anschmiegsamer Weiblichkeit, ist die gleichgestimmte Seele, die sowohl Strümpfe stopfen als auch Referate redigieren kann.

Und bei einiger Bescheidung in die Unabänderlichkeit männlichen Wesens, männlicher Eitelkeit und männlicher Bequemlichkeit gelingt es der klugen Frau manchmal, zugleich Mutter und Geliebte, Kind und Kollege, Freund und Aufwartefrau des Herrlichsten von allen zu werden. Wozu ja nicht mehr gehört, als auch in den Stunden seliger Selbstvergessenheit wach und am Mann zu bleiben, so daß die neununddreißigjährige Journalistin *Lydia K.* mit Recht und weiser Einsicht bekennt: „Ich flirte oft, aber immer unterschiedlich. Meist nach Geist, weniger nach Exterieur, nie nach Autos."

Nach solchem Rezept läßt sich leicht flirten. Was denen gesagt sei, die — wie der verheiratete fünfzigjährige Journalist *Fritz B.* — behaupten, noch nie geflirtet zu haben. „Das liegt mir nicht. Und außerdem brauche ich es auch gar nicht, vor allem nicht, wenn gemeinsame Interessen vorliegen. Es kommt doch ganz darauf an, wo ein Mann seine Bekanntschaften mit Frauen zu machen pflegt. Sucht er sie im Restaurant oder im Café, muß er verstehen zu flirten; in Berufs- oder Bekanntenkreisen sieht es immerhin etwas anders aus."

Für ihn gibt es also augenscheinlich genauso wie für den Fotografen *Franz-Karl F.* in Berlin nur ein



‚Entweder—Oder'. Nach seiner Behauptung geht so was nämlich niemals gut aus und er daher solchen Sachen grundsätzlich aus dem Weg — ein gebranntes Kind, das zwar spielen will, auch mit Puppen, aber weiß, daß beim Flirten Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit ist.

Dennoch ist *Rudi Z.*, Bauleiter, dreiunddreißig Jahre alt, aus Gera, seit sieben Jahren glücklich verheiratet: „Aber was soll man machen, wenn man getrennt von der Familie hier in Berlin arbeitet! Da sitze ich neulich mal im Lokal, und am Nebentisch sitzt eine, wie man so sagt, richtige kesse Motte. Und die Kleine fängt an zu flirten! Mit den Augen, mit den Beinen, beim Tanz, und sprechen konnte sie auch ganz nett. Ich bin drauf 'reingefallen. Aber am nächsten Morgen habe ich einen unverschämten Kater bekommen. Wie ein Kaufmann habe ich die Frauen gegeneinander abgewogen. Da saß das Mädel mit den übergeschlagenen Beinen, da saß meine Frau mit unseren beiden Kindern. Und ich kann Ihnen eins versichern: auf einen Flirt bin ich nur einmal 'reingefallen, zum zweitenmal passiert mir das nicht mehr!"

Manch anderem aber passiert es nicht mal zum erstenmal. So dem Fliesenleger *Fritz M.*, vierundzwanzig Jahre alt, ledig, also, meine Damen, noch zu haben, sofern Sie es wagen, ihn mittels des schlichten Appells an seine Kraft, seine Schönheit, seine Männlichkeit, auf den Arm und sich zur Brust zu nehmen. Denn hier hört die Gleichberechtigung des Mannes auf. Hier hat Mutter Natur für ihre Töchter gesorgt und ihnen an Instinkt gegeben, was sie ihren Söhnen versagte an Blick hinter die Kulissen weiblicher Schauspielerei, List, Schläue und Verwegenheit. Hier ist jedes Mittel, auch das dümmste, recht, alles erlaubt, was gefällt und der größte Fisch mit den ältesten Ködern zu fangen: mit Eifersüchtigmachen, kußechten Lippenstiften, schamloser Schmeichelei, kurz all den Fangstricken, deren Gebrauch der klugen Frau so schwer — dem klügsten Mann so sehr gefällt. Da er auf dem Gebiet des Flirts der Schwächere ist, ja, manchmal von so rührender Schlichtheit des Gemüts wie besagter Berliner Fliesenleger, der errötend gesteht:

„Ich verdiene ganz schön, und ich hab' mir auch schon ein paar Mark auf die Kante gelegt, weil ich ja mal heiraten will. Aber das, was ich mir vorstelle, habe ich noch nicht gefunden. Manchmal gehe ich tanzen. Dann sitze ich meistens ganz allein da. Und wenn mir dann mal ein Mädel gefällt... ich sage Ihnen ehrlich, ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Es ist mir schon oft passiert, daß ich an den Tisch 'rübergeplinkert habe, und geplinkert hat sie auch. Wenn ich aber 'rübergegangen bin, habe ich einen Korb gekriegt. Mit dem Flirten, ich glaube, das schaffe ich nie."

Ja, gibt es denn das auch: Er plinkert hin, sie plinkert nicht zurück? Verlassen Sie sich darauf, Herr Fritz M.: Im großen ganzen plinkern sie alle!

Manfred R., siebenundzwanzig, Angestellter, ledig, zu Berlin, behauptet sogar:
„Ich flirte immer! Am Arbeitsplatz mit sämtlichen Frauen, ob fünfzig, sechzig oder fünfundsechzig. Darum bin ich auch so beliebt."
Und *Giesela F.*, fünfundzwanzig, Sachbearbeiterin, aber aus Halle, so daß es sich hier nicht um eine Arbeits- und Flirtkollegin handeln kann:
„Oh, flirt' solang du flirten kannst! Ich flirte den ganzen Tag mit allen netten, mit allen schönen, mit allen klugen Menschen. Das gibt dem Alltag erst die richtige Würze."
Nur Würze? Und nur dem Alltag? Nicht auch dem Menschen Auftrieb und Schwung, Zutrauen zu sich selbst und den anderen, Heiterkeit und Beschwingtheit, ja, nach Ansicht des Arztes *Dr. Heinz Pulvermacher* sogar Hebung seines Selbstbewußtseins, da sein Stoffwechsel besser funktioniere und seine Drüsenfunktionen angeregt werden. Er selbst natürlich flirtet nicht! „Bei mir ist es immer ernst. Im großen ganzen aber ist der Flirt doch die einfachste Sache, die es überhaupt gibt — eine hübsche, angenehme und vor allen Dingen freiwillige Sache. Darum hört ein Flirt auch auf, ein Flirt zu sein, wenn die Verpflichtungen beginnen, wenn der Mensch nachdenklich wird und die Blumen, die er bisher freiwillig mitbrachte, erwartet oder gar gefordert werden."
„Solange es also" — so erklärt *Klaus R.*, einundzwanzig Jahre, Schlosser, „solange es unproblematisch bleibt!" Problematisch wird es mit der ersten Verabredung aber schon oder — wie *Lieselotte G.*, eine dreiunddreißigjährige Hausfrau, mit leisem Lächeln gesteht: „Wenn es meinen Mann nervös macht."
Zum Flirt gehören nämlich in vielen Fällen nicht nur zwei, sondern drei. Er, der plinkert, sie, die zurückplinkert, und der Gatte, der die Augen zumacht. Bis er — nach *Marion S.*, siebenunddreißig, wissenschaftliche Assistentin, verheiratet, entweder anfängt zu arbeiten oder aufhört zu lieben, da er erlebt, was den Kaufmann *Erich E.*, zweiundvierzig Jahre alt, zu einer Scheidung brachte: „Nach 11/2jähriger Ehe bändelte meine Frau mit meinem Freund an. Das begann auch mit einem Flirt. Ganz harmlos. Sie warfen sich Blicke zu, plauderten charmant, sagten sich Nettigkeiten, kurzum, sie flirteten. Aber dann, auf einer Geburtstagsfeier, endeten unsere Ehe, die Freundschaft und der Flirt: Die beiden wurden ertappt, eng umschlungen im Nebenzimmer und heiß küssend."
Hier scheint nun wirklich — oh, Karl-Theobald, der du den gesunden Gattenverstand mit den Erkenntnissen vergleichender Sprachwissenschaft untermauertest! — hier scheint nun wirklich nicht mehr erlaubt zu sein, was gefällt, und der Flirt nach dem „Wortschatz des deutschen Volkes" anstößig und bedenklich zu werden, ja, sogar ehebrecherisch, leichtfertig, leichtsinnig und liederlich. Und da aufzuhören, wo — wie *Renate K.*, eine siebzehnjährige Studentin, witzig bemerkt — „das Vorspiel ein Nachspiel bekommt, nämlich eine Scheidung."
„Und es nicht", wie *Helga B.*, eine neunzehnjährige Verkäuferin, sagt, „beim netten Zusammensein, bei der interessanten Unterhaltung und dem Komplimentemachen bleibt, sondern man an die Folgen des Flirtes zu denken beginnt."
Nur an die Folgen? Nein, auch an die Fortsetzung des Romans, sofern — nach den Erkenntnissen des wissenschaftlichen Mitarbeiters *Herbert Pf.* — „sich der Flirt zur Liebe weiterentwickelt."
Und der Maler, Professor *Bert Heller*, bestätigt, daß „ein Flirt kein Flirt mehr ist, sobald es nicht mehr nur Spaß macht, sondern er und sie ernst machen".
Das letzte Wort jedoch in dieser Untersuchung über die Lebenserwartung des Flirts behält ein Wissenschaftler, der während eines langen arbeits- und erfolgreichen Lebens die Menschen wahrhaft von innen kennenlernte und gerade, weil er um des menschlichen Herzens tiefste Notwendigkeiten weiß, zur ernsthaften Betätigung dieses wichtigsten aller Organe aufruft.
„Gewiß verlieben wir uns", sagt der Internist Professor Dr. Dr. *Theodor Brugsch*, „und wenn man jung ist, hat man auch die Möglichkeit, sich immer wieder zu verlieben, zu flirten — auch nach den Regeln dieses amerikanischen Gesellschaftsspiels — oder zu kokettieren, wie es die Franzosen nennen. Beziehungen anzuknüpfen, Abwechslungen und Liebeleien zu suchen. Aber der Flirt ist keine gesellschaftliche Einrichtung, sondern eine menschliche. Und nicht die Liebe aus Gewohnheit, die Durchschnittsliebe wird zum Erlebnis, sondern jene positive Beziehung zu einem anderen Wesen, die uns wahrhaft begeistert und dann zu dem einzig wahren Erlebnis des Gefühls führt, zu der dauernden menschlichen Beziehung, zur Ehe."
Ja, es scheint also wirklich, als ende die Liebelei da, wo die Liebe beginnt. Als wäre sie es, die den Schlußpunkt hinter die Kurzgeschichten des Gefühls setze und als höre ein Flirt auf, ein Flirt zu sein, wenn wir entweder nicht mehr oder zu sehr lieben. So daß die Journalistin *Renate H.-M.* recht hat, die in kluger Resignation sagt:
„Wann ein Flirt aufhört? Immer, meine Damen, immer!" Das ist die Wahrheit — eine traurige? Nein, eine heitere. Seien wir doch ehrlich: der richtige, echte, anständige Flirt soll nicht mehr sein als das bunte Feuerwerk am so oft verdunkelten Himmel unseres Lebens, die blaue Blume der Romantik, die man auch ohne einen Seitensprung am Wege pflücken kann, das kleine Abenteuer, das man beendet, bevor *er* zum Rendezvous zu spät kommt, *sie* bei seinem Besuch auf die Uhr schaut und beide bei dem Kuß, der der letzte sein sollte, fühlen, daß er der erste ist — der erste einer neuen Liebe, mit der endet, was wir im „Wortschatz nach Sachgruppen" unter F wie ‚Flirt' oder L wie ‚Liebelei' finden.

Bigamie

Von A. Stella und P. Tardos

Illustration: Renate Jessel

(Im Gerichtshof)

Irma: (Tritt ein) Sind Sie der Staatsanwalt?

Anna: Ja. Worum handelt es sich bitte?

Irma: Lassen Sie mich sofort verhaften!

Anna: Was ist Ihr Vergehen?

Irma: Bigamie!

Anna: Du kannst ausgezeichnet Komödie spielen, Irma ... Servus.

Irma: Ich komme in einer Strafsache zu Ihnen und möchte Sie bitten, den nötigen Ernst zu wahren.

Anna: Die Sprechstunde ist schon zu Ende, soll ich vielleicht deinetwegen Überstunden machen? Setz dich doch. Ich freue mich, daß du da bist. Also du lebst in Bigamie?

Irma: Ja.

Anna: Ich will dir auch etwas verraten. Ich habe ein neues Kleid an. Gefällt es dir? Peter hat es noch nicht gesehen. Er muß gleich kommen. Wollen wir ihm spaßeshalber von deiner Bigamie erzählen?

Irma: Das ist kein Spaß. Ich habe zwei Männer.

Anna: Wieso?

Irma: Du wirst das gleich verstehen. Der eine von ihnen besteht aus lauter Liebenswürdigkeit, Aufmerksamkeit und Spritzigkeit; der andere ist immer müde, gelangweilt und schläfrig. Der eine ist äußerst höflich, gibt mir sofort Feuer, wenn ich mir eine Zigarette anzünden will; der andere drückt mir einfach die Streichhölzer in die Hand. Der eine sieht sogar meine Ohrclips; der andere merkt nicht einmal, daß ich ein neues Kostüm anhabe.

Anna: Ich verstehe dich nicht. Dann kann es für dich ...

Irma: Einen Augenblick, ich bin noch nicht fertig. Für den einen koche ich gerne. Er weiß sogar von Zwetschgenklößen ein Lob zu singen. Der andere verschlingt in fünf Minuten fünfzehn Klöße, ohne zu merken, daß für mich nur noch drei übriggeblieben sind. Der eine durchwacht meinetwegen eine Nacht; den anderen kann ich um keinen Preis wachhalten.

Anna: Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Wenn dein Paul ein so angenehmer und aufmerksamer Mensch ist, warum mußtest du dir diesen anderen unausstehlichen Kerl anschaffen?

Irma: Was heißt hier mußte? Ich wollte es wirklich nicht. Aber es ergab sich eben so im Laufe der Jahre. Paul ist ein Mann, in dem zwei Ehemänner stecken.

Anna: Jetzt endlich geht mir ein Licht auf!

Irma: Der charmante Paul tritt in Aktion, wenn sich Lissy zum Beispiel eine Zigarette anstecken möchte oder wenn wir bei Eva zum Abendbrot eingeladen sind; der gelangweilte, wenn ich Feuer haben möchte oder wenn wir zu Hause Abendbrot essen. Siehst du, Anna, so kommt es, daß ich mit zwei Ehemännern verheiratet bin, daß ich in Bigamie lebe.

Anna: Du bist ein Dummchen, Irma. Paul betet dich an. Aber du weißt doch, wie die Männer sind.

Irma: Es geht mir nicht um die Männer, sondern ausschließlich um Paul.

Anna: Weißt du, sechs Jahre Ehe sind eine lange Zeit und ...

Irma: Ihr seid doch auch sechs Jahre verheiratet, aber dein Peter ist immer noch zärtlich und aufmerksam zu dir. Er ist eben anders ...

Anna: Ja, er ist wirklich ganz anders.

Peter: (Tritt ein) Sei mir nicht böse, Liebste, daß ich mich etwas verspätet habe ...

Anna: Servus, Peterlein!

Peter: (küßt sie flüchtig) Was sehen meine entzückten Augen? Das ist ja die wunderschöne Irma. Ich küsse deine Händchen (ausgiebiger Handkuß). Wie geht es dir, mein Röslein? Wenn ich gewußt hätte, daß du da bist, hätte ich dem Fahrer in der Straßenbahn gesagt, er soll die Rosse zum Galopp antreiben. Ich habe dich seit drei Tagen nicht gesehen. Du siehst aus, als wärest du einem Modeblatt entstiegen. (Zu Anna) Mutti, hast du für Abendbrot gesorgt? (Zu Irma) Erzähl doch, schöne Frau, was gibt's Neues? Kommst du jetzt aus dem Büro? Du siehst nach acht Stunden Arbeit aus, als kämst du gerade vom Plattensee. (Zu Anna) Mutti, hast du meine Camping-Hemden von der Wäsche geholt? Ich will Sonntag einen Ausflug machen. (Zu Irma) Willst du in die Budaer Berge mitkommen, ich bin so einsam. (Zu Anna) Sag mal, hast du eigentlich meine Schnürstiefel endlich reparieren lassen? Um jede Kleinigkeit muß ich dich mindestens sechsmal bitten. Oh, Pardon, die schöne Frau möchte Feuer haben. Bitte, schon geschehen. Liebe Irma, habe ich dir heute schon gesagt, daß du bezaubernd aussiehst? (Er reicht Anna das abgebrannte Streichholz!)

Irma: Wo wollen wir denn hingehen, wenn wir schon so nett beisammen sind?

Anna: Zu mir. Ich mach euch einen guten Kaffee.

Irma: Kommt lieber zu mir, ich habe erst vor kurzem frisch geröstet.

Peter: Natürlich gehen wir zur schönen Frau. Keiner kann den Kaffee so himmlisch kochen wie Irma. (Ergreift die Gelegenheit und küßt ihr erneut die Hand.) Sag mal, Irma, was suchst du eigentlich hier in der Staatsanwaltschaft?

Anna: Sie bat mich, sie festnehmen zu lassen.

Peter: Hast du etwa deinen braven Paul umgebracht?

Anna: Es handelt sich nicht um Totschlag, Peter. Die Sache ist viel ernster: Bigamie.

Peter: Und warum hast du sie nicht festnehmen lassen? (Blickt Irma zuckersüß an).

Anna: Leider konnte ich es nicht tun.

Peter: Warum denn nicht?

Anna: Weil auch ich in Bigamie lebe.

VORHANG

(Aus dem Ungarischen von A.Cs.)

Oskar Maria Graf

Psyche

Weil sich fast alle Leute über mein rüpelhaftes Benehmen auf den Faschingsfesten beschwert haben, und weil es allgemein geheißen hat, ich täte überhaupt nicht wissen, was sich gehört, darum habe ich mich mit einem Akademiker, einem Doctor phil., angefreundet, welcher mich seither mit viel Geschick darin unterwiesen hat, was ich auf solchen Festen tun und lassen muß, um keinen Anstoß zu erregen. Erstens habe ich bei ihm ziemlich gut den hochdeutschen Dialekt gelernt, zweitens habe ich mir auf sein Anraten einen Smokinganzug gekauft und mache seitdem überall einen heiteren Eindruck; drittens endlich versteht es mein gebildeter Freund aus Norddeutschland ausgezeichnet, mich durch Winke und Mienen darauf aufmerksam zu machen, was sich bei gegebener Gelegenheit alles schickt oder nicht.

Neulich aber bin ich mit meinem Mentor doch hineingesaust. Nämlich auf einer Galaredoute im Löwenbräukeller haben wir zwei stramme Mädchen kennengelernt, und diese hinwiederum waren sehr eingenommen von uns und haben einen großen Respekt gehabt, weil wir uns so gebildet gegeben haben. Mir ist das ja nicht recht gewesen, aber mein Freund, der Doktor, hat in einem fort ein überlegenes Gesicht gemacht und mir vielsagend mit den Augen zugeblinzelt. Schließlich haben wir die zwei Mädchen im Auto heimgebracht und sie auf den anderen Tag zu meinem Freund zum Tee bestellt.

„So 'ne Mächens sind schüchtern, Oskar ... Zart anfassen führt zum Ziel", sagt mein Freund auf dem Heimweg, den wir natürlicherweise zu Fuß gemacht haben, weil wir schier kein Geld nicht mehr gehabt haben.

„Guat", habe ich gemeint, „nachher schaugn mir hoit (halt) morgn ... Es wird si scho rentieren nachher ..."

Am andern Tag sind die zwei Mädchen auch wirklich um fünf Uhr nachmittags dahergekommen. Die Wohnung von meinem Freund hat ihnen sehr imponiert. Ganz fein haben sie getan und miserablig steif. Mein Freund hat auch gleich recht gewählt zu disputieren angefangen.

Die Mädchen haben nur ganz selten dazwischen gefragt, meistens haben sie uns nur angeglotzt oder gelächelt. Wird ihnen, denk' ich, halt auch so gegangen sein wie mir. Werden sicher das meiste nicht verstanden haben.

Schließlich, wie wir mit dem Tee fertig gewesen sind, hat mein Freund noblerweise den Damen Zigaretten angeboten, und die haben alle zwei abgelehnt.

„So, Sie rauchen beide nicht?" sagt mein Freund kulant und setzt philosophisch dazu: „Wenn ich ehrlich sein soll, meiner Meinung nach paßt Rauchen auch nicht zur weiblichen Psyche." Ich habe saudumm dreingeschaut und sofort bemerkt, daß die Mädchen mit einemmal ziemlich verlegene Mienen bekamen. Zwei oder drei Sekunden hat die Unterhaltung gestockt. Auf einmal sehe ich, daß die zwei Damen rot werden, und ich weiß nicht wegen was.

Sag' ich, weil mir dieses Stummsein peinlich vorgekommen ist, sag' ich: „Frailen?" „Frailen?" sag' ich: „Ihnere Psyche muß aber schon mehrer mit der Zeit gehen." Ich habe dabei recht nett gelächelt und mich insgeheim über meinen gelungenen Ausspruch gefreut. Hingegen, da ist auf einmal das eine Mädchen, das mollerte, wo mit meinem Freund im Löwenbräukeller immer getanzt hat, ganz ärgerlich aufgestanden und hat gesagt: „Sie!"

„Sie!" sagt sie: „Mir haben fein keine Psyche, daß Sie's wissen... Solchenere Ausdrücke möchtn mir üns schon verbittn, gelln S'!"

Und gleich ist auch ihre Freundin aufsässig geworden und hat sich über uns beschwert. Sie wissen schon, was mir meinen, sagt sie, und wir sollten nur nicht so unschuldig tun.

„Per Psyche können S' mit so Flitscherln redn, aber net mit üns, daß Sie's wissn!" schimpft die erste, und da — weil mein Freund wie auf den Kopf geschlagen dreingeschaut hat — habe ich das Wort ergriffen und sag': „Entschuldign S', Frailen!... Psyche, das ist doch die Seele... Entschuldign S' —"

Aber ich bin gar nicht mehr weitergekommen.

„Ha! Tjaja, üns machen S' nichts vor mit eahner Seele... Gehn S' zua, Sie! Mir kennen uns schon aus, wos S' gmoant (gemeint) hobn!" schreit da die mollerte Tänzerin von meinem Freund und winkt ihrer Freundin: „Geh weita, Wally, da wird's gmischt..."

Beleidigt sind sie auf die Tür zu.

„Ja, aaber Fräulein?! Fräuleinchen?... Aaber ich bitte Sie -- es stimmt! Es stimmt wirklich — See-e-ele — —", hat mein Freund noch eingreifen wollen, doch die zwei Besucherinnen sind nicht mehr zu erweichen gewesen. Die Mollerte hat sich noch einmal kurz umgedreht und höhnisch und ganz und gar verächtlich gesagt: „Ha, pffw!... Seele?... Seele sogt er für so was!... Nana, mei liaba Herr, mir san net aufs Hirn gfoin (gefallen)... Adjee!"

Weg waren sie.

Seit dieser Zeit mag ich meinen akademischen Mentor nicht mehr. Mit dem richtigen einheimischen Dialekt bin ich immer noch weitergekommen.

Doch obwohl Rudni kein kleiner Ort ist — in den fünf Jahren seines Bestehens ist er von null Einwohner auf 58000 angewachsen —, begegne ich auf den Straßen und anderswo niemandem, der einem Sheriff ähnlich sieht, also keinem Milizionär.

Auch den uniformierten älteren Mann, der sich im Restaurant an meinen Tisch setzt, halte ich nicht vom Sheriff-Fach. Seine mausgraue Uniform hat zivilen Schnitt, er ist von kleiner, zierlicher Gestalt und schmunzelt gern.

Allein bald soll es sich herausstellen, daß dieser kleine, zierliche, zum Schmunzeln neigende Mann, der mir gegenüber fleischgefüllte Blini verspeist, niemand anders als das Oberhaupt aller Sheriffs des Ortes — der Staatsanwalt Rachlenko ist.

4.

Als ich am Tag darauf zehn Minuten nach der verabredeten Zeit in seinem Büro erscheine, gibt er mir durch einen vorwurfsvollen Blick auf die Armbanduhr meine Unpünktlichkeit zu spüren. Ich fühle mich schuldig. Um so mehr, als außer ihm seine zwei Gehilfen auf mich warten mußten: ein junger Kasache, der vor kurzem sein Studium beendet hat, und eine junge Frau in etwas zu weiter grauer Weste.

Gestohlen, eingebrochen, gemordet und geraubt wird hier nicht, erfahre ich vom Staatsanwalt — übrigens verkehren zwischen Rudni und der Bezirksstadt Kustanai keine Postkutschen, sondern Autobusse (auf neugebauter Asphaltstraße), Eisenbahnzüge (auf neugelegten Schienensträngen) und Flugzeuge (durch das vorsintflutliche Medium der Luft).

Hauptsächlich, sagt mir der Staatsanwalt, gehe es bei ihnen um jugendliche Rowdies und um Vergehen, die im Trunk begangen werden. Manche dieser Fälle werden nicht mehr von der Staatsanwaltschaft bearbeitet, damit befassen sich die Gewerkschaften in ihren Genossenschaftsgerichten — den towarischni sudi.

Wer sein letzter Fall war, will ich wissen.

Er denkt nach, kann sich nicht entsinnen, langt nach seinem Dienstbuch, blättert, liest und blickt schließlich vergnügt auf.

„Ein gewisser Kusnjezow", sagt er. „Hat im Trunk eine Uhr gestohlen und sie, nüchtern, zu uns gebracht."

„Wann hat sich das ereignet?"

„Am 20. September."

Heute, überlege ich, ist der 4. Oktober. Seit dem 20. September sind also zwei Wochen vergangen. Zwei Wochen! Ich erbeiße ein Lächeln, laut aber sage ich: „Da sind Sie also ein ziemlich arbeitsloser Staatsanwalt?"

„O nein!" sagt er erstaunt. „Ich habe eine Menge zu tun. Zum Beispiel allein die Aufklärungsarbeit. Gestern hatte ich einen Vortrag im Kaufhaus Nr. 4, und morgen spreche ich vor den Verkäuferinnen des Kaufhauses 2. Obwohl, was die Frauen betrifft, hat es unter ihnen in den letzten Monaten keinen einzigen Fall von Kriminalität gegeben. Nach unserem sowjetischen Dafürhalten hat die Justiz alles zu tun, damit es zu keinem Verbrechen komme. Also vorbeugen und nicht post festum bestrafen."

Albern war meine Bemerkung, denke ich.

„Als Harriman (gemeint ist der amerikanische Millionär und Politiker) in diesem Sommer bei uns war und als er erfuhr, daß unsere Stadt fast ausschließlich aus Jugend besteht, sagte er zu Morosow, also zum Vorsitzenden des Stadtsowjets: Da haben Sie ja viel mit Kriminalität zu schaffen und volle Gefängnisse. Er war maßlos überrascht, als ihm Morosow entgegnete, daß wir keine Gefängnisse haben und daß wir selbst in dem neuen 140000-Einwohner-Plan keins vorgesehen haben. Wozu Gefängnisse, Kulturhäuser sind nötiger."

Im Laufe des Interviews bemerke ich, daß ich nun schon den vierten Tag in Rudni bin und noch keinen Milizionär gesehen habe.

„Auch da", sagte er, „ersetzen die Gewerkschafter zum Teil unsere Organe. Wir haben in der Stadt viele Drushina" — das Wort ist schwer ins Deutsche zu übersetzen, Gemeinschaft würde am ehesten entsprechen — „zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung."

„Tragen die Mitglieder der Drushina Revolver?"

Der Staatsanwalt lächelt nachsichtig.

„Nennen Sie mir doch eine Ihrer eifrigsten Drushina."

„Ach, deren gibt es viele. Aber vielleicht suchen Sie die Mädchen aus einer Stukkateurinnenbrigade auf."

5.

„In Brixtown gab es nicht viele Schönheiten, aber um diese kämpfte man zäh und blutig. Das geschah auch an einem Samstagabend, als in Malvys Gasthaus Cowboys von weit und breit erschienen waren, um zu trinken und zu tanzen. Der Abend endete in

Der Verfasser (rechts) im Gespräch mit dem Chefingenieur, dessen Großvater noch als Nomade durch die Steppe zog

einer allgemeinen Keilerei. Flaschen flogen durch die Luft, aus den Tischen gerissene Beine wurden als Tomahawks verwendet, die Boxkämpfe konnten jedes Mannes Herz erfreuen. Die meisten Cowboys kämpften nach dem Grundsatz catch-as-catch-can, jeder schlage zu, wie er kann. Der Arzt und der Sheriff, die in Bereitschaft lagen, hatten bis spät in die Nacht zu tun. — Ja, in Brixton lebte man hart, aber herzhaft."

So ein gewisser William Tex in seinem Werk „Schuß auf Schuß", bei dessen Lektüre ich von Lenka nicht überrascht wurde.

6.

Mit den Mädchen der Stukkateurinnenbrigade macht mich ihr Gewerkschaftsvorsitzender Reschetow bekannt. Sie sehen nett in ihren Hosen und Steppwämsen aus, die hier den lustigen Namen Fufojka tragen. Unter ihren Kopftüchern gucken blonde, braune und schwarze Locken und Strähnen hervor, lächelnd, ernst und verschmitzt blicken mich Jungmädchenaugen an. Sie sind 18 oder 19 Jahre alt, kommen aus dem Kaukasus, aus Sibirien oder Baschkirien, haben dort vor drei Monaten eine Fachschule beendet, sind vom Zauber des Pioniertums angezogen und verdienen 900 bis 1000 Rubel den Monat. (Vergleichsziffern: 1 Pfund Rindfleisch bester Qualität 7 Rubel, ein Hemd 50 Rubel, eine Neubauzweizimmerwohnung — ein Pleonasmus, andere als Neubauwohnungen gibt es hier nicht — 110 Rubel).

Aber vier Treppen hoch, in der fenster- und türenlosen Wohnung, ist es für ein Gespräch zu zugig. Auch haben die Mädchen andere, dringendere Aufgaben, als mit einem ausländischen Journalisten zu plaudern, nämlich die Wände mit Verputz anzuwerfen. So verabreden wir ein Zusammensein für den übernächsten Abend, und zwar bei ihnen, im Junggesellenheim Nr. 29.

7.

An jenem Abend sitze ich also bei ihnen, in einem sehr hellen, sehr sauberen, sehr einfach eingerichteten Zimmer — zwei Eisenbetten, Kissenpyramiden mit Spitzendeckchen darüber, an den Wänden Fächer aus bunten Ansichtskarten und Filmstarfotos. Ein Junggesellenheim hab' ich mir anders vorgestellt, weit unpersönlicher, anstaltartiger. Aber diese sieben Mädchen hausen in einer normalen Dreizimmerwohnung mit Küche und Bad. Hierhergeführt haben mich zwei junge Arbeiter, die ich eben in einer Sitzung der Schriftstellerarbeitsgemeinschaft kennengelernt habe. Sie sind mit mir dageblieben.

Die Mädchen erkenne ich kaum wieder. An Stelle der Hosen, Stiefel und der Steppwämse tragen sie Abendtoiletten, Jumper, Wollkleider — in den Fufojkas fand ich sie lustiger. Tamara, die Stupsnäsige, ist allem Anschein nach ihr Oberhaupt. Rimma, klein und zart, ist die schönste von allen. Sie besucht im Kulturhaus einen Akrobatenkurs und möchte Medizin studieren. Nina, hellblond und auch hübsch, verläßt uns bald. Ihr Freund ist sie abholen gekommen. Wortlos wartet er, bis sie sich zurechtgemacht hat. Ein weißer Seidenschal und Glacéhandschuhe heben seine Eleganz hervor. Wir reden von diesem und jenem, über das viel zu kleine Tanzparkett und über das neue Breitwandkino, ihnen gefiel sehr der englische Film „Great expectations", sie kennen den amerikanischen Romancier Wilson, ich hingegen nicht. Schließlich kommen wir auf ihren Hilfsmilizionärdienst zu sprechen. Sie patrouillieren an bestimmten Abenden zwischen 19 und 23 Uhr. Ihre Hauptaufmerksamkeit gilt den Kindern, die sich zu später Abendstunde auf der Straße herumtreiben. Sie zeigen mir ihre Abzeichen; eine rote Metallplakette mit Hammer und Sichel und zwei Eichenblättern. Dazwischen die Bezeichnung „Drushinik". Während ich die Plakette besehe, klingelt es. Ein tritt ein baumlanger Milizionär, ihm folgen zwei Mädchen mit Drushinik-Abzeichen und die Hausverwalterin.

Hier ist er also, der erste Milizionär, den ich (am siebten Tag meines Aufenthaltes) in Rudni zu Gesicht bekomme, und gleich schreitet er gegen mich ein. Die Drushiniki haben ihn wahrscheinlich gerufen, als es sich herausgestellt hatte, daß die drei Männer, die gegen acht Uhr die Siebenmädchenwohnung betraten, lange nach der für Männerbesuche zugelassenen Stunde die Wohnung noch nicht verlassen hatten. Meine beiden Begleiter erklären dem Milizionär den Sachverhalt. Er murmelt eine Entschuldigung und zieht salutierend ab.

Wir aber brechen erst kurz vor Mitternacht auf. Ich reich beschenkt mit einer zweibändigen Ausgabe von Tolstois „Krieg und Frieden", in die mir die Mädchen eine Widmung geschrieben haben. Die Mädchen geben uns das Geleit. Eingehängt und singend schreiten wir, Nichtdrushiniki und Drushiniki, durch die nächtliche Stadt.

Einem Milizionär sind wir dabei nicht begegnet.

8.

Ich habe für die Leser des MAGAZIN eine Wildwestgeschichte notiert, deren Autor kein Wildwestautor ist und die sich Jahrzehnte nach jener Zeit ereignet hat, da die Rothäute, den Büffeln gleich, Freiwild für die Bleichgesichter waren. Geschrieben hat sie ein Mann, der in viele Höllen unserer Zeit hineingeleuchtet hat, der französische Schriftsteller Henri Barbusse. Ort der Handlung ist das Indianerreservat im Staate Oklahoma. In diese wüste Gegend hat man Reste eines Indianerstamms angesiedelt, nachdem man sie ihrer fruchtbaren Ländereien beraubt hatte. Aber

Im Gebiet von Kustanai in Kasachstan liegt Rudni. In den fünf Jahren ihres Bestehens ist die Eisenerzstadt auf 58000 Einwohner angewachsen

was tat Gott? Er ließ auf ihrem kargen Boden Naphtha entdecken. Nun tauchten hier Herren vom Job auf, ausgerüstet mit Füllfederhalter und Scheckbüchern. Die Indianer jedoch, ihre sechsundzwanzig Familienoberhäupter, wollten keine Dollar. Sie forderten Beteiligung am Gewinn und ließen sich davon nicht abbringen. Was konnten die Bleichgesichter tun: sie mußten unterschreiben.

„Aber eines Tages erklärte ein Herr, der weit weg von den Petroleumquellen in einem New Yorker Büro hinter einem Schreibtisch saß, auf dem nichts als ein Telefon stand: ‚In fünfzehn Jahren haben 26 Lumpenkerle, denen der Boden gehörte, 14 Millionen Dollar erhalten. Von den Leuten sind zuviel da.‘ “

Binnen kurzem lebten von den sechsundzwanzig Rothäuten nur noch acht.

„Acht? Nein. Nicht einer blieb übrig. Als Roan ermordet aufgefunden wurde, ergriff den ganzen Stamm eine Panik, und sie flohen mit ihren Zelten, ihren Pferden, ihrem ganzen Hab und Gut und ihren Frauen in die Berge.“

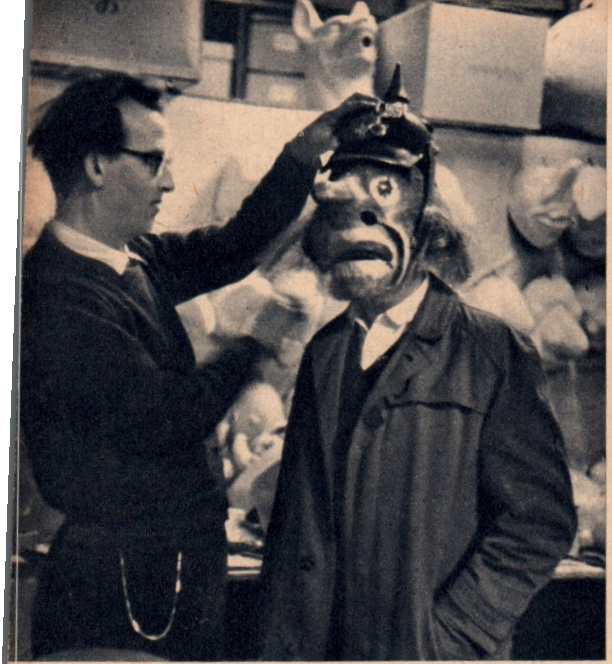
So Barbusse über das Amerika unserer Zeit — denn diese von dem FBI geduldeten Morde ereigneten sich 1923, als die ehemalige zaristische Kolonie Kasachstan schon seit drei Jahren sozialistische Sowjetrepublik war.

9.

Gar manchem fernen Vetter der amerikanischen Indianer aus dem Volk der Kasachen bin ich in Rudni begegnet — obwohl diese Stadt hauptsächlich von Russen und Ukrainern besiedelt ist. Schon am ersten Tag meines Aufenthalts wurde ich vom 2. Sekretär des Stadtkomitees der Partei, dem Genossen Shanebekow, empfangen. Über mein Zusammensein mit den Gehilfen des Staatsanwalts habe ich schon berichtet. Der Chefingenieur des Erzkombinats Kusenbajew Hair war leider auf Urlaub. Schade, denn über ihn habe ich folgende Geschichte gehört: In seiner Jugend fuhr er als Kutscher die amerikanischen Ingenieure in Karaganda aus. Von ihnen erlernte er sein erstes russisches Wort. „Poschol!“, „Los!“ riefen sie ihm zu.

Hingegen gelingt es mir, Koshankulow Pospol, den Chefingenieur des südlichen Bergwerks, zu sprechen. Sein Großvater zog noch als Nomade über die hiesige Steppe. Er aber hat vor fünf Jahren das Institut, also die technische Hochschule, in Alma-Ata beendet und ist heute Chef über sechsundsechzig Ingenieure, meist russischer und ukrainischer Herkunft.

Am späten Abend, im Hotelzimmer, schreibe ich in mein Tagebuch: „Heute endet die zweite Woche meines Aufenthalts. Gleich den Sandkörnern, mit denen an manchen Tagen die Steppenwinde diese Stadt von allen Seiten bombardieren, trommeln nun seit vierzehn Tagen die Eindrücke auf mich ein. Ich weiß nicht, ob ich fähig sein werde, sie dem Leser zu übermitteln. Eins aber weiß ich: von Wildwest habe ich hier keine Spur gefunden. Dennoch glaube ich, daß das Studium der Wildwestliteratur nicht vergeblich gewesen ist.“



▲ *Noch gilt Zivil, doch der Kopf steckt schon ganz in der Fastnacht. Der Blitzableiter zeigt zu den nördlichen Nachbarn. Anprobieren im Larvenatelier*

Heinrich Strub

Die Fastnacht in Basel

ist anders als anderswo

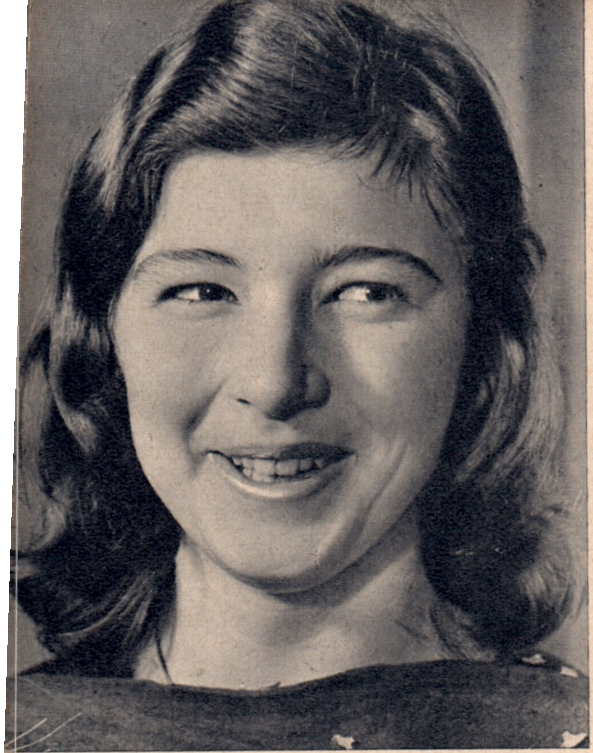
Fotos von Klaus Marschke

Unzählige Geisterzüge durchziehen am „Morgenstreich" die dunkle Stadt ▼

Ein in Basel beliebter Schauspieler, ein Nichtbasler — das war sein Fehler —, wollte einmal tüchtig Fastnacht machen. Er kaufte sich Larve und Kostüm — wie ungeschickt! Der echte „Narr" freut sich aufs Ausdenken und Selbermachen. Dann stürzte er sich ins wilde Treiben und bemerkte bald, wie unter allen Larven tolle Stimmung herrschte, nur unter der seinen war es öd und leer. Seine Darstellungskunst nützte nichts, es fehlte ihm der Rollentext, während alle andern offenbar irgendeinen „Text" haben, ob sie Spottverse singen, eine Type ausspielen oder nur mit den falschen Tönen einer verbeulten Trompete die Fenster zum Zittern bringen.

Betrübt setzte sich unser Freund hinter eine Tisch-

Bunt ist die Stadt – drei Tage und drei Nächte lang



Das Narrenkostüm schadet der Würde nicht – im Gegenteil!

Eines der lärmenden, häßlichen Geschöpfe sah unter der Larve so aus!

kante und legte sein zweites Gesicht neben sich. Mit seiner Traurigkeit konnte er bald eine reizende Maske von hundert Pfündchen auf sein linkes Knie locken — oh, hüte dich Ahnungsloser! Sie spendete ihm reichlich Trost. Doch schien sie mehr von ihm zu wissen, als sich für die Öffentlichkeit ziemt, und sie war zum Vergnügen aller Umwesenden sehr indiskret. Er konnte sich nicht denken, wer sie war, denn Larve, Perücke, Handschuhe und Kleid verhüllten sie restlos. Aber die zarten Linien des Figürchens sagten ihm, daß man hier alles verzeihen müsse.

Sie ließ ihn sitzen, und bald entdeckte er sie nackten Gesichtes: Eine alte Bekannte, nicht hübsch, jung schon gar nicht, aber witzig! Diesen Kummer ertränkte er — damit beging er seinen letzten Fehler. Das passiert einem Fastnächtler höchstens aus Versehen, denn mit Absicht verdirbt sich keiner den kurzen Narrenspaß räuschlings.

Ja, diese Dilettanten aus Zürich, Wien, München und Bern, sie verstehen nicht, daß sich die Basler Fastnacht trotz und mit ihrer großen Narrenfreiheit in strengen ungeschriebenen Regeln abspielt.

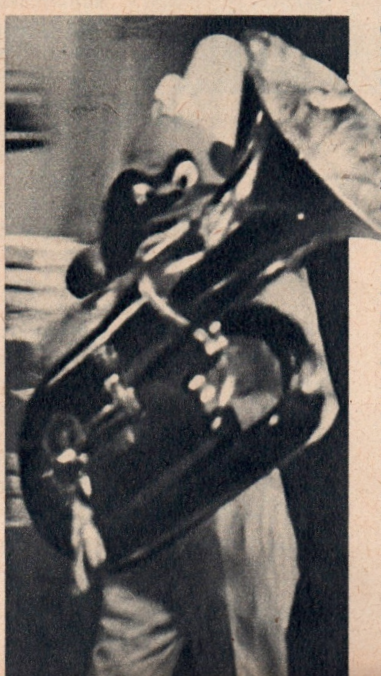
Drei Tage, drei Nächte dauert alles nur. Hart ist im Winter das Frühaufstehen, doch nicht zum „Morgenstreich", der Fastnachtseröffnung. Es ist der

Montag nach Aschermittwoch — in der Reformationszeit verlegte man den heidnischen Spektakel in die Bußzeit der frommen katholischen Nachbarn im Elsaß, im Badischen und in der Schweiz.
Mit kalter Nase, die Bettwärme noch im Hemd, eilen wir ins Stadtinnere. Jedermann, bis zum Großmütterchen und dem Erstklässler, ist jetzt auf den Beinen. Kein Fenster hat Licht.
Schlag vier Uhr löschen die Straßenlampen. Schlag vier: Infernalische Klänge. Auf allen Plätzen, in allen Straßen und Gassen setzen gleichzeitig die Trommler und Pfeifer der vielen Fastnachts-Cliquen ein, und es pauken und trompeten die Lärmmusiken los. Die Ohren reichen nicht aus, der ganze Körper, vor allem der leere Magen, hört mit. Die Cliquen bahnen sich als gespenstische Lichterzüge den Weg durch die schwarze Masse. Sie ziehen, im langsamen Schritt ihre Märsche trommelnd, von allen Seiten heran und an uns vorbei. Der fahle Schein der Kopflaternchen läßt die unheimlichen

Je dichter um so schöner. Im Weinstübchen. „Intrigieren" nennt man die bissigen Wortgefechte

Kreuz und quer die ganze Nacht. Des Vergnügens Gipfel ist die virtuose Musik von Pikkolo und Trommel . . .

. . . oder der Lärm ausrangierter Trompeten



Gestalten knapp erkennen. Die Larven — freche Karikaturen mit wilden Perücken, lächerlichen Hüten und Tschakos. Die Kleidung aus Nachthemden, Uniformteilen, Spitzenhosen, verlumpten Röcken, angehängten Bäuchen und Busen, und überall farbige Stoffe. Den Fremden mag das alles befremden, dem Einheimischen ist es wie Weihnachten, Geburtstag und große Oper zusammen.
Ein mittelalterlicher Geisterspuk? Nur scheinbar. Die bunten Karikaturen auf den großen Laternen gelten Skandalen und politischen Begebenheiten des vergangenen Jahres.
Um halb sechs Uhr beginnt der Berufsverkehr, und die ersten Tramzüge durchfurchen das Treiben. Die Masken haben immer das Vortrittsrecht. Viele dehnen diese herrliche Ouvertüre bis Mittag aus, die anderen treten pünktlich zur Arbeit an und tun so . . . oder ihre Pflicht.
Nachmittags sind die Cliquen nicht wiederzuerkennen, in neuen farbenfrohen Maskenkostümen

spielen sie ihre „Sujets" voll aus, die Pfeifer einheitlich, die Tambouren einheitlich, der Tambourmajor jeweils als prächtige Hauptfigur. Majestätisch durchziehen sie mit Requisiten, mit Wagen und teilweise mit Reitern die Stadt. Kleine primitiv gemachte Kinderzüge ziehen mit, sie sind in ihrer Art genauso herrlich wie die Prachtcliquen.
Bonbons und Orangen fliegen ins Publikum (Fensterreparaturen am Donnerstag). Mit Spreuer werden Bekannte begossen, Schlachten mit Papierkonfetti machen die Straßen zum Teppich. Schließe den Mund und das Dekolleté, schneller ist Konfetti drin als wieder draußen! Bewirf keine Maskierten, sie sind tabu!
Die Cliquen verteilen „Zedel" mit Spottgedichten zu ihren „Sujets". Am häufigsten wurden letztes Jahr die Wirtschaftswunder-„Schwobe" ausgespielt. Das verächtliche Wort „Schwob" gilt in der Nordschweiz für alle jene Deutschen, die sich durch Arroganz, Geldprotzerei und Militarismus verhaßt machen. Die „Spezi-Clique" meint:
Dr Schwob schpilt rain- und suubergwäsche
(rein- und saubergewaschen)
die fuuli Tour als Unschuldslamm,
(faule)

Steckenlaternen können nicht in der Garderobe abgegeben werden, sie warten vor dem Gasthaus, während die Clique drin frühstückt

und wie dr Phenix us dr Äsche
stygt är jetzt us sym bruune Schlamm.
(steigt er, seinem braunen)
Schweizer Spekulanten verkaufen im herrlichen Kanton Tessin en gros Grundstücke an „d'Schwobe" für Absetzvillen. Das Schweizervolk reagiert sauer, was nicht in der gleichgeschalteten Presse zu lesen ist, dafür um so deutlicher auf Fastnachtszedeln und -laternen. Die „Wettstai-Clique" formte ihre Laterne zum Ehren-Boccelino (Tessiner Weinkrüglein) für den 100 ooosten zugezogenen „Schwob", welcher mit Riesenschnauze dargestellt wurde. Auf seinen Lippen stand:
Me ka's de Schwobe nit vergässe, (Man kann es)
si hänn sit jehär alles gfrässe. (sie haben)
An anderer Stelle (Morcote-Ort am Luganersee):
Dät dr Göring hit no läbe, (Würde, heute noch)
wurd er au z'Morcote gläbe. (auch, kleben)
Weil man sich deutlich von den „Schwobe" abgrenzen will, sind die Fastnachtsverse in Dialekt abgefaßt, einzig das folgende Inserat auf einem Zedel nicht:

Frau Geheimrat Franke
sucht ein Haus mit Seeanstoß,
sonnen möcht die nicht mehr Schlanke
ihren Leib auf Schweizermoos.
Und ein Stahlbaron aus Essen
mit 'nem Frauchen aus der Ruhr
sucht dort unten wie besessen
Wirtschaftswunderland-Kultur.

Auch die Schnitzelbänkler, die abends mit ihren Bildern in Moritatensängermanier von Wirtshaus zu Wirtshaus ziehen, sangen ein Liedlein davon.
Einer schlug einen bekannten Basler Pöstchenjäger als Botschafter im Gau Tessin vor und „d'Brennessle" sangen:
Wenn die Süchi so wytergoht,
(Seuche, weitergeht)
kasch denn sage: „Hösch und ob —
(kannst du, Hör mal hin)
dr näggscht Tessiner Bundesrot
(nächste, -rat)
isch hol's dr Teyfel au e Schwob."
Auch Schweizer Angelegenheiten wurden ausgespielt. So meint der „Daig-Affe-Club" zur neuesten Armeereform:
Autokratisch — schtinggt das Gschänggli.
(stinkt, Geschenk)
Was di scho wänn — no isch's extreem:
(wollen — noch)
Schwizersoldate — mit Druggknopfsyschteem.
Alles mechanisch — Flugzyg und Tank.
Was es denn koschtet — säll macht di grangg.
(dann, selbiges, krank)
Der politische Gehalt kam „erst" 1849 in die Basler Fastnacht, als die siegreichen revolutionären Bürgerlichen in einem großen Maskenumzug die Niederlage der Reaktion feierten. Jetzt ist das Bürgertum selbst reaktionär, nicht aber die Fastnacht, denn unter den Larven stecken Arbeiter und kleine Leute einer modernen Industriestadt. Die grotesken Masken kamen ursprünglich aus Italien, man findet sie in Basel am romanischen Münster, an Renaissancebrunnen und Barockfassaden. Der Ursprung des

Maskentreibens ist überall derselbe. In vorchristlicher Zeit machte man für Unglück und Segen die verstorbenen Seelen verantwortlich, die man als „Wildes Heer" in Maskenzügen vorführte — und in tollem Taumel besiegte man die Furcht. Froh sind die Cliquen in Basel, wenn sie an den Nachmittagen des Montags und Mittwochs ihre Subventions-Pflichtmärsche hinter sich haben, denn ein Fastnachtskomitee gibt aus Publikumsgeldern Beiträge an die hohen Cliquenkosten. Das wahre Narrentreiben rollt in den drei Nächten. Man kann die vielen, vielen Späße, denen wir zufällig begegnet sind, kaum andeuten. Wenn zum Beispiel eine „Guggemusik", die sonst auf den abenteuerlichsten Instrumenten Märsche schmettert, plötzlich als Heilsarmeeständchen in den falschesten Tönen der Baßtrompeten pianissimo ein Weihnachtslied brummt. Unermüdlich wird geblasen, getrommelt, gepfiffen, gesungen, geschwatzt und ein bißchen getanzt. Die Lokale sind zu eng, die Straßen auch. Jeder amüsiert sich auf seine Art, nur keiner so wie unser unglücklicher Schauspieler. Wer kann ihm helfen? In dem Fach gibt es weder Lehrgänge noch Diplome.

Gebrauchsanweisung: Der gelbe Inhalt der Spitallasche symbolisiert den Inhalt des Sensationsblättchens „Blick", der herausguckende Nazikopf dessen Herkunft. Die Schweizer Leser sind: Schafsköpfe

Am Donnerstag früh um vier ist Schluß. Die Straßenkehrer fegen im Großeinsatz den Teppich in den Rhein, während die Maskierten, die Larve auf dem Hinterkopf, die Trommel auf dem Rücken, einer Stunde Schlaf oder wenigstens einem Frühstück zueilen, denn um halb sechs beginnt der Berufsverkehr. Es ist ein gewöhnlicher Arbeitstag. An diesem Abend ist Basel die ruhigste Stadt der Welt.

r Spuk – moderne Technik. Plastik schützt vor Schnee Regen, die Trommeln werden durch wetterfeste Farber ersetzt

igens sind die pfeifenden Mädchen durchaus nicht alle blich. Burschen und würdige Familienväter sind darunter

Der wortkarge Mister BATEMAN

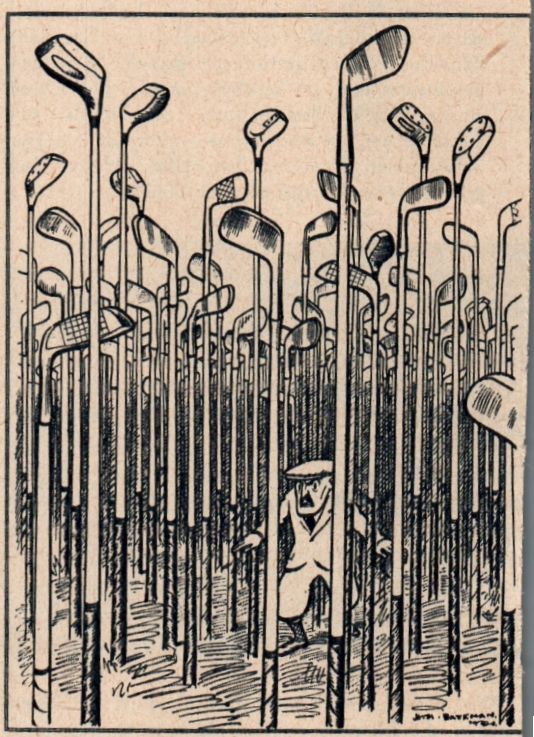
Herbert Sandberg: Der freche Zeichenstift

Wenn es stimmt, daß William Hogarth (1697—1764) der Großvater der englischen Karikatur ist, dann fällt es schwer, den Vater festzustellen. Ist es Gillray (1757—1815), Rowlandson (1756—1827) oder Cruikshank (1792—1878)? Für unsere Zeit sind jedenfalls, neben den politischen Zeichnern Eccles, Vicky und Giles, zweifellos Ronald Searle und H. M. Bateman die trefflichsten zeichnerischen Schilderer des englischen Charakters.

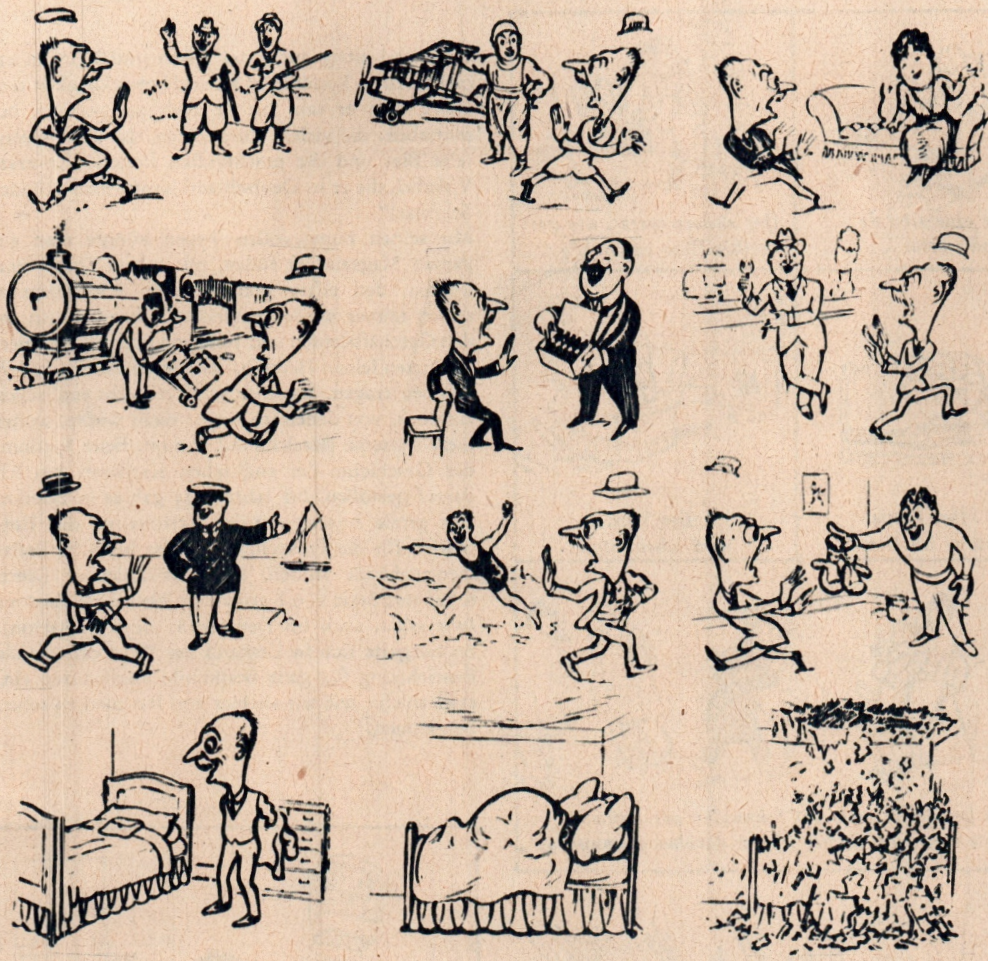
Von dem jungen Hogarth, er war damals noch Maler, berichtet die Geschichte von einer Zimmerwirtin, die ihn einer Mietsschuld wegen ins Gefängnis brachte, wo er aus Wut darüber eine nicht sehr feine Karikatur von diesem Weibe zeichnete. Der Erfolg dieses Blattes einerseits und der Zusammenstoß mit der ungerechten Obrigkeit andrerseits ließen ihn zum Satiriker werden.

H. M. Bateman hat solcherart Erlebnis sicher nicht gehabt, denn seine Zeichnungen im englischen Witzblatt „Punch" (das im kommenden Jahr

Der Steuerbeamte läuft Schlittschuh



Der Alpdruck eines Golfspielers



Der Lebenslauf eines Vorsichtigen

Wie Mr. Bateman als Durchschnitts-Engländer sich Deutschland vorstellte, bevor er es 1929 gesehen hatte

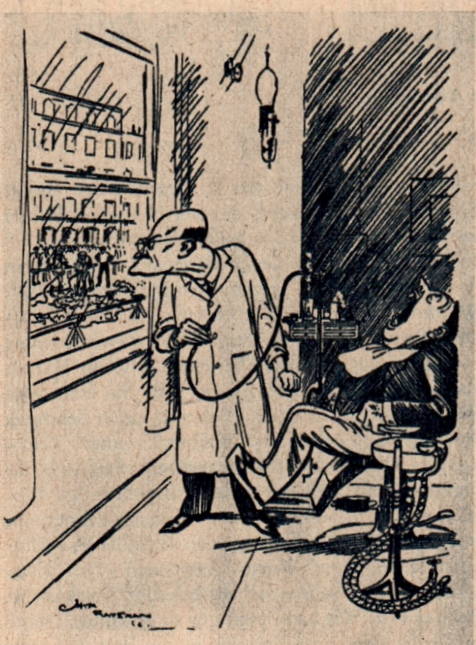
übrigens 120 Jahre alt wird). sprechen eine andere Sprache. Eine fröhliche, die den britischen Bürger zwischen 1910 und 1930 hellauf lachen ließ.

In Deutschland erschienen Batemans Zeichnungen in den zwanziger Jahren in dem Magazin „UHU". Warum ist Bateman ein so typisch englischer Zeichner? Seine Blätter bestätigen die weitverbreitete Meinung, daß der Brite eher einen Sinn für Humor als für pointierten Witz hat, wie wir ihn etwa vom Berliner her kennen (Paul Simmel, Erich Schmitt). Auch wo sie kritisch sind, bleiben Batemans Zeichnungen eher heiter als sarkastisch. Peinliche Situationen rettet er durch seine humorvollen Einfälle, die er meist ohne Text herunterzeichnet. Ja, man kann ihn durchaus als den Erfinder der Bildgeschichten ohne Worte bezeichnen. Der Engländer ist ja als sehr wortkarg bekannt. Im Ausland stellt er fest: Wie kann man nur so unenglisch sein? In Deutschland zum Beispiel, wohin Bateman 1929 eingeladen wurde, wunderte er sich, wie man so

Was die Leute mit ihrem Schnupfen treiben

ernst und eifrig auf gutes Essen und Trinken erpicht und so komisch in seiner Humorlosigkeit sein kann. Was er sah, hat er auch zeichnerisch beschrieben: die vielen Wurstsorten, das gute bayerische Bier und die prachtvollen Betten. Die erste Vokabel, die er in Deutschland lernte, hieß „Uiener Schnitzel".

Mit seinen humorvollen Typen könnte man ein ganzes Magazinheft füllen, mit seinen Onkel und Tanten, den eifrig golfspielenden Kleinbürgern, seinen immer wiederkehrenden Zahnarztpatienten, den Geschäftsleuten und Jungfern und den zylinderbehüteten feinen Herrschaften, deren Damen Federhütchen tragen. Bateman schuf die echt englischen cartoons, von denen ich bisher nicht wußte, woher diese seltsame Bezeichnung kommt. Beim Studium der Geschichte der englischen Karikatur bin ich darauf gestoßen. Im Jahre 1843 gab es in London eine große Ausstellung der Kartons mit den Entwürfen für die Fresken, die an das britische Parlamentsgebäude sollten. Und der Zeichner Leech schuf eine Serie von Karikaturen über diese Kartons (wir sagen auch im Deutschen: Entwurfskarton). So bürgerte sich in England das Wort cartoon als Bezeichnung für ganz bestimmte Karikaturen ein, etwa solche, wie wir sie hier von Bateman zu sehen bekommen.



Die Konkurrenz auf der Straße

Angewandte Wissenschaft
„Sieh mal, was der Junge für Beulen hat – sind das nun Zeichen von Intelligenz oder bloß Mückenstiche?"

Rendezvous

mit einer jüngeren entfernten Verwandten

Elternversammlung. Von links nach rechts: Christa Gelling, Käte Ellrodt, Werner Wegemund und Maxi Haupt

Wir hatten uns verabredet. Ich war recht neugierig auf sie, denn ich wußte lediglich, daß sie sehr jung ist und zur Familie der Magazine gehört, eine sehr entfernte Verwandte, eine Tele-Verwandte sozusagen.

Zehntausende kennen die junge Dame bereits televisionär. Ich nicht. Ich habe so was nicht, denn ... na ja: auf meinem Konto steht das Komma zu weit links. Aber das liegt an mir. Und nicht an dem Komma.

Immerhin erfuhr ich zuvor noch folgendes: Sie kam am 1. Oktober 1960 um 14 Uhr zur Welt. Und das Seltsame — sie hat drei Mütter und einen Vater. Von umgekehrten Fällen habe ich schon gehört. Aber so?

In ihrer Wiege lag ein „Epi", das ist die Abkürzung von Epidiaskop, ein auf Pappe gezeichneter Titel, der dann auf den Fernsehschirm projiziert wird: „*Rendezvous am Wochenend.*" So heißt die Kleine. Bei genauerem Hinsehen entpuppt sie sich als ein Fernsehmagazin. Zur Namensgebung erschienen vier Sprecher. Sie werden ja schon von ihnen gehört haben: Irmgard Düren, Horst Lehn, Friedrich Ostermuth und Heinz-Dieter Knaup.

Und das ist das Neue, von der üblichen Conférence Abweichende: Sie führen nicht nur mit ein paar mehr oder weniger verbindlichen Witzen von einem Programmpunkt zum anderen, sie steigen mit ein in die Szene, spielen mit, sind nicht nur der rote Faden, sondern ein recht handfestes Tau, mit dem das ganze „Rendezvous am Wochenend" verpackt und als Geschenksendung für fröhliche Leute serviert wird.

Sie hat gute Erbanlagen, die Kleine. Kunststück, bei den Müttern und dem Vater.

Da ist zunächst einmal Käte Ellrodt, eine charmante nervenstarke Blondine mit viel Witz und vielen Einfällen, die Chefin der Wochenendredaktion. Mutter zwei und drei sind Maxi Haupt und Christa

Kostprobe für Irmgard Düren

Gelling. Beide: lebhaft, aufgeschlossen und humorbegabt.

Bliebe noch Vater Werner Wegemund, vieljähriger Deutscher-Fernsehfunk-Mann, der's mit den wilden Tieren hat. Sein Spezialgebiet ist der „Gefilmte Brehm", sein Fachwissen vervollständigte er in Indien, allwo er Elefanten fing.

„Wie macht ihr das eigentlich?" möchte ich gern wissen und habe ihnen dann etwas genauer *„In den Kochtopf geguckt"*. Der Fernsehkoch ist Chefkoch im „Chemnitzer Hof" in Karl-Marx-Stadt. Er deckt seine Kochkunstkarten auf, schmurgelt, brät und spricht. Das hört und sieht man nur, und man sehnt sich nach dem Fernschmeckfunk.

„Wünsch Dir was." Viele Zuschriften sind an Horst Lehn gerichtet, den „lieben" oder „sehr geehrten". Sie halten ihn wohl für den „Rendezvous"-Vater. Er ist es nicht, hat aber als Vater seines Sohnes Micha auch so genug Sorgen, wenn er mit ihm vor der Fernsehkamera steht und der „nich so will as ick woll will". Aber die meisten Zuschauer halten das für mühevolle Regie und finden es „reizend", „lieb", „herrlich", „goldig", und dann fällt naturgemäß auch ein kleiner Abglanz auf den sorgenvollen Vater.

„Könnten Sie vielleicht spielen ‚O sole mio' von Elvis Presley gesungen?" — „... noch einmal den 400-m-Endlauf der Olympischen Sommerspiele von Rom bringen?" — „Lassen Sie Heinz Quermann doch noch einmal baden gehen!" — „... wäre unser schönstes Geburtstagsgeschenk, wenn uns Lutz Jahoda mit einem Lied gratulieren würde." — „... ein Ausschnitt, in dem Bärbel Wachholz singt." — „... aus dem Ballett ‚Schwanensee' von Peter Tschaikowski." — „... und das Lied der Seeräuber-Jenny." So polken sich die Zuschauer die Rosinen aus dem „Rendezvous"-Kuchen, und Christa Gelling bemüht sich mit viel Erfolg, die Sendung schmackhaft zu machen.

Maxi Haupt, die auf meine Frage nach guten redaktionellen Ideen reinen Herzens rundheraus und neidlos anerkennend erklärte: „Das meiste ist auf Kätes Mist gewachsen", braucht aber auch nicht ihr Haupt zu verhüllen, denn „selbst wenn du in der S-Bahn sitzt, knobelste ja doch immer!" Auf ihr Haupt kommt die *„Kleine Modelektion"*, die dem Zuschauer in regelmäßiger Sendefolge helfen will, seinen guten Geschmack weiterzubilden. Wir sitzen mit auf der Schulbank und stellen fest, daß die Autorin, Frau Kühn-Berger, ja auch eine alte Bekannte unserer MAGAZIN-Leser ist.

„Der gefilmte Brehm" wird uns von Professor Dr. Dathe oder Dr. Wolfgang Ullrich vom Dresdner Zoo vorgeführt, wenn er nicht gerade Angina hat (der Dr. Ullrich). So im November geschehen, als alles schon zur Sendung fertig war, durch die er die Zuschauer führen sollte. Ein hohes Lied auf Heinz Quermann, der sofort einsprang, das älteste Müllkutscherpferd a. D. vor die Kamera lotste und sich und die Zuschauer dann noch stundenlang mit einem Tierparkpapagei unterhielt. Von dem soll er auch ein paar neue Witze aufgeschnappt haben.

Unsere Verwandte bringt auch Reportagen über fremde Länder, wenn sie mit Friedrich Ostermuth *„Rund um die Welt"* wandert. Im Tele-Knigge *„Benehmen Glücksache"* wird der „Ehemann zu Hause und im Betrieb" gezeigt und die „Höflichkeit im Alltag" behandelt. Auch *„Der neue Schlager"* wird vorgestellt, noch bevor ihn die Spatzen vom Dach pfeifen. Neulich erst gestand da Rudi Strahl „Im Traum erschien mir heute nacht Herr Mozart höchst persönlich ...", und das hat Rolf Kuhl veranlaßt, eine nette Melodie für diese Träumerei zu komponieren. So kommen neue Schlager und Chansons zum „Rendezvous". Wenn das kein schlagender Beweis für die Vitalität unserer Tele-Verwandten ist?

„Aber einen ‚Frechen Zeichenstift' habt ihr nicht!" — sie lächelten hohn. „Erich Schmitt hat sich bereits bereit erklärt, freche Überleitungen zu Irmgard Dürens Zwischentexten zu zeichnen."

Aber dann: „Und Werner Klemkes Magazin-Kater?" Sie schmunzelten. „Haben wir quicklebendige. Als sich einer mal während einer Direktübertragung zum Gedenken Giglis trotz aller Kontrollen ins Studio einschlich, sich dem Sprecher um die Beine kringelte, schnurrend auf den Schoß sprang und den steil gereckten Schwanz in den Bildschirm steckte, hatte der Feuerwehrmann alle Mühe, den ungebetenen Darsteller zu verscheuchen." Alle Tierfreudigkeit hat eben ihre Grenzen. Als die „Rendezvous"-Redaktion sich eines Tages gerade die Köpfe über die Sendung „Hunde und Hüte" zerbrach, ging die Tür auf, und aus dem Rahmen fiel, flankiert von seiner Herrin, eine bestialische

Dogge, ein Riesenkalb, von dem seine Besitzerin kühn behauptete, daß das liebe Tierchen gut zu den Hüten passe.

Natürlich gehören noch einige andere Beiträge zum „Rendezvous", der Sport schickt seine „Kanonen", das Sandmännchen tritt auf, die Unterhaltungsredaktion zeigt, was „Demnächst in unserem Theater" zu sehen sein wird, „Das Schaufenster" wirbt... Eins haben sie aber nicht! — den Akt!

Der technische Ablauf ist uns natürlich auch fremd. Was soll man davon halten, wenn der Regisseur im Studio, also im Aufnahmeraum, die Bühnenarbeiter auffordert, die Bar anzustreichen, eine Hausbar aus herrlichen Edelhölzern. Das ist doch barbarisch. Nachher stellt sich dann heraus, daß es sich nur um Markierungen auf dem Fußboden handelt, damit sie bei der nächsten Einstellung wieder am selben Platz steht.

Der Himmel hängt voller Lampen, dennoch fordert Wolfgang Asch, der gerade Regie führt, „mehr Licht". Ein Zimmer besteht immer nur aus drei Wänden. Ständig da drin zu leben, muß ja lästig sein. Auch daß da immer zwei „Galgen" 'rumstehen, macht das Ganze nicht sympathischer. An den „Galgen" hängen Mikrofone, die die Darsteller ständig belauschten.

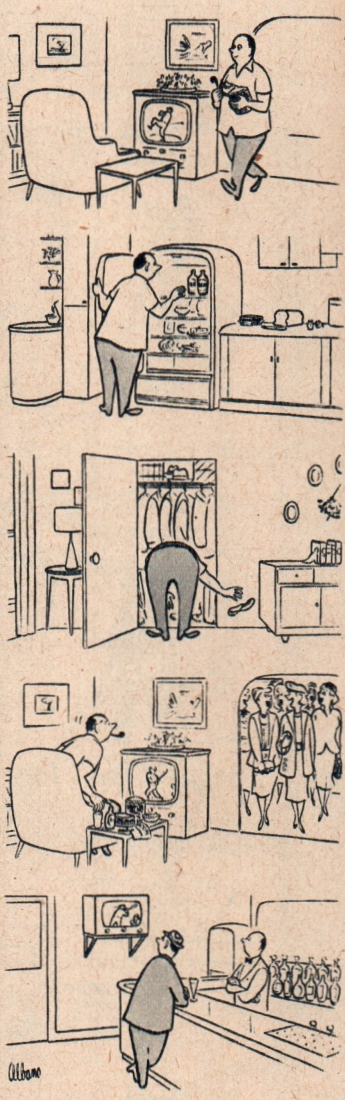
Guckt man schräg nach links in den Lampenhimmel, entdeckt man einen großen Glaskasten, eine Art Terrarium für Menschen. Das heißt Regieraum, und da drinnen geht es recht gemischt zu. Da werden Ton und Bild von den entsprechenden Technikern gemischt, da ertönt der Lautsprecher, die verschiedenen Einstellungen der zwei oder drei Kameras erscheinen auf den Bildschirmen, und man wählt die gewünschte Einstellung aus.

Musik ertönt durch den Lautsprecher, es wird gesungen: „... und alle Leute sollen sehn, wie gut wir uns verstehn."

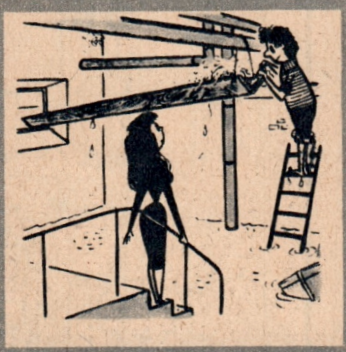
Den Eindruck hatten wir auch, — und wir freuen uns schon heute aufs nächste „Rendezvous" mit unserer neuen Verwandten.

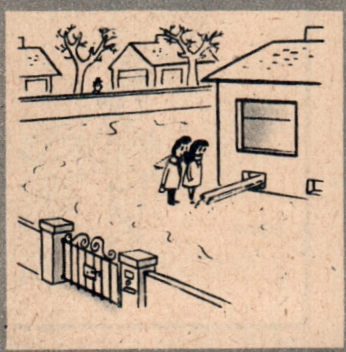
Willi Karsch

Horst Lehn und Sohn Micha



(Aus „Collier's")





(Copyright by Cosmopress)

Junger Mann aus gutem Hause

Von Jo Hanns Rösler

Junger Mann aus gutem Hause wollte im Fasching tanzen gehen. Warum auch nicht? Wer verübelt es ihm? Es ist das Recht der Jugend, Faschingsbälle zu besuchen und sich beim Mummenschanz die Schönste der Schönen zum Tanze zu holen. Der junge Mann aus gutem Hause trat voll Erwartung und gut gelaunt, den Knoten seiner Krawatte unternehmungslustig gebunden, aus seinem Zimmer. Die Mutter am Tisch, Nachrichten lesend, sah auf.

„Du willst so spät ausgehen, Hans Maria?"

„Ja, Mama."

„Vermutlich tanzen?"

„Ja, Mama."

„Mit Freunden?"

„Ja, Mama."

„Ihr wollt den Fasching genießen?"

„Ja, Mama."

Die gestrenge Mutter blickte besorgt auf ihren Sohn.

Dann seufzte sie tief und sagte:

„Also gut, ich habe nichts dagegen. Aber bedenke bei allem, was du tust, daß du ein junger Mann aus gutem Hause bist. Vergiß es nicht!"

„Nein, Mama."

„Nicht später als um zwölf wieder daheim!"

„Nein, Mama."

„Trink keinen Wein und anderen Alkohol!"

„Nein, Mama."

„Nicht singen, nicht schunkeln, nicht auf Treppen sitzen und nicht auf Balustraden!"

„Nein, Mama."

„Keinen Rock' n' Roll und andere wilde Tänze!"

„Nein, Mama."

„Du wirst dir auch kein Mädchen wählen, das allzu locker geschürzt ist!"

„Nein, Mama."

„Du wirst auch nicht küssen und sonstwie Zärtlichkeiten tauschen!"

„Nein, Mama."

„Du wirst auch kein Mädchen nach dem Ball heimbringen!"

„Nein, Mama."

„Weder zu Fuß noch im Taxi!"

„Nein, Mama."

„Das versprichst du mir?"

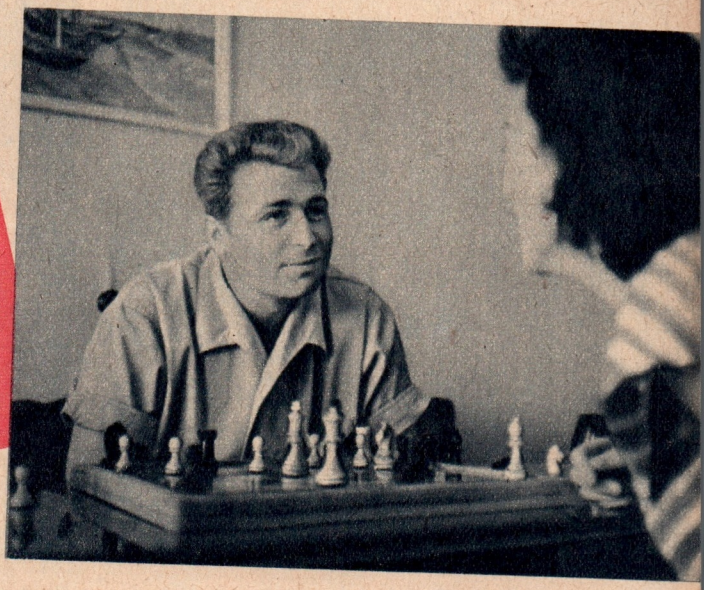
„Ich verspreche es, Mama."

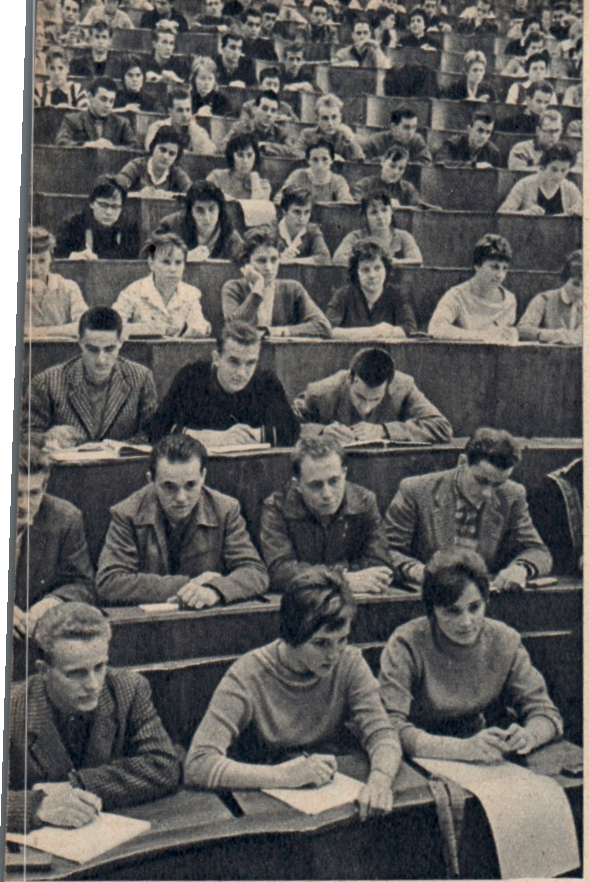
„Dann geh! Wohin gehst du?"

Da sagte der junge Mann aus gutem Hause:

„Unter diesen Umständen jetzt gleich am besten ins Bett, Mama ..."

Der Schauspieler
HORST SCHÜN
und seine Hobbys





Gerhard Kleinlein

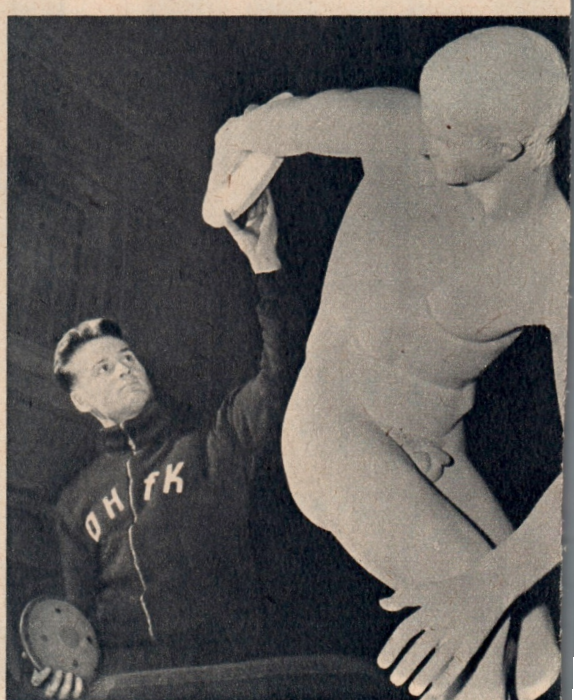
Mit Diskobolo bei den Sportlern

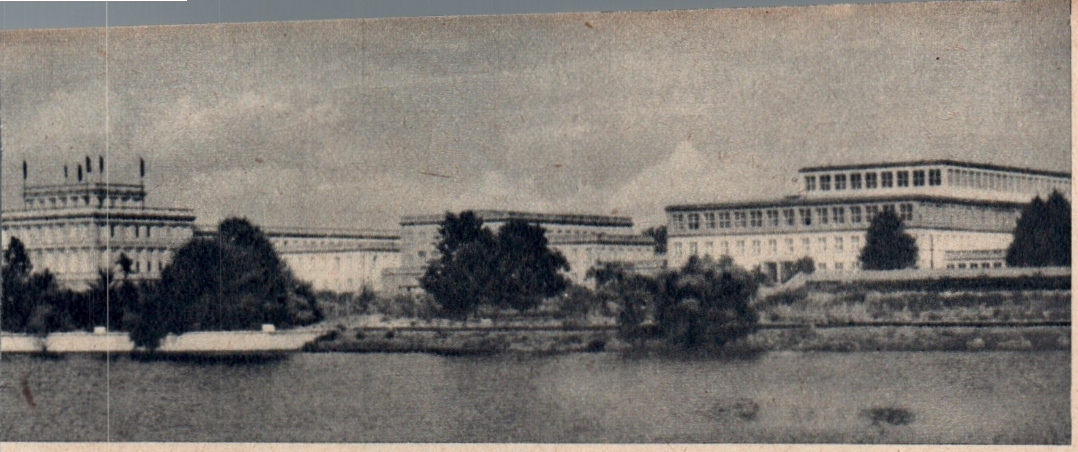
Sehenswürdigkeiten lassen sich ausländische Gäste selten entgehen. In Leipzig fragt man heute nicht nur nach der Thomas-Kirche mit dem Grabe Bachs, nach dem Völkerschlachtdenkmal und dem Zoo, sondern auch nach dem Sportforum und der Deutschen Hochschule für Körperkultur. Mehr als 2000 junge Menschen studieren in ihrem umfangreichen Gebäudekomplex am Elsterbecken, und rund 1350 Diplomsportlehrer und Schulturnlehrer sind hier schon ausgebildet worden.

Jedesmal, wenn ich das Vestibül der Hochschule betrete, treffe ich einen berühmten Sportler oder besser seine Statue, 2300 Jahre alt, einst in Athen von Myrons Künstlerhand geschaffen. Wer kennt nicht eine der Kopien aus Bronze, Marmor oder Gips? Die herrliche Gestalt des Diskuswerfers der Antike, Diskobolo genannt, ist für die Studenten der DHfK ein würdiges Symbol. Ich bin mit ihm gut Freund.

Neulich verriet mir der Diskobolo, ein prominenter Gast aus den USA sei zu Besuch gewesen, Professor Jokl von der Kentucky-Universität, Vorsitzender der Forschungskommission des Weltrates für Körperkultur und Sport. „Er fand seine Erwartungen von der DHfK weit übertroffen", sagte der Diskobolo. Was in den zehn Jahren ihres Bestehens aufgebaut worden ist, sei eine große Leistung!

Auch Stillsitzen und Zuhören gehören zum Studium an der DHfK ● Diskuswerfer mit und ohne . . . (Trainingsanzug)





Panorama der Deutschen Hochschule für Körperkultur in Leipzig

„Wir können wirklich sehr stolz sein auf die modernste Sporthochschule Europas", antwortete ich. „Sie ist nicht nur bei den Wissenschaftlern vieler Länder bekannt, sondern auch durch olympische Medaillen und Weltmeistertitel ihrer Studenten."

„Ich höre hier ja viel", meinte da der Diskobolo geheimnisvoll, „manche Leute erzählen sich, diesen Spitzensportlerstudenten würde das Diplom geschenkt... Was meinen Sie — ob das wohl stimmt?" Wenn jemand immer nur in der Vorhalle steht und keine Zeitung liest, kann er darüber natürlich nichts wissen.

„Diskobolo", sagte ich deshalb, „möchten Sie nicht mitkommen? Im Rekordtempo mal durch die Hochschule, das wäre auch für Sie recht aufschlußreich."

„Das wollte ich schon immer, aber..." Dabei schaute er mich verlegen an.

„Ich weiß schon", meinte ich lachend, „heutzutage läuft ein Sportler nicht mehr nackend umher, wie ihr alten Griechen! Ich besorge schnell einen Trainingsanzug!"

Minuten später hatte sich der Diskobolo in einen normalen Sterblichen verwandelt und trug die weißen Buchstaben „DHfK" auf der Trainingsjacke.

*

Neun moderne Sporthallen mit einer Gesamtfläche von 6310 m² gibt es in der Hochschule. Als wir die größte betraten, die Ernst-Grube-Halle, staunte der Diskobolo. Sie ist 70 m lang, 40 m breit und 19 m hoch. Hier kann man auch leichtathletische Disziplinen üben, die sonst nur im Freien trainiert werden. In einer Ecke umringten Studenten einen blonden jungen Mann mit einem sehr bekannten Gesicht. Er erläuterte die Technik des Stabhochsprungs. Es war Diplomsportlehrer Manfred Preußger, mit 4,65 m Mitinhaber des Europarekordes. Eine andere Studentengruppe, die sich mit dem Bewegungsablauf beim Diskuswerfen vertraut machte, gehörte der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät an. Jeder Student der DHfK muß das Reifezeugnis besitzen.

„Hier sind wohl auch ältere mit dabei?" fragte der Diskobolo und wies auf einen schlanken Studenten. Er meinte Fred Gesierich (26), gelernter Maschinenschlosser, der sieben Jahre bei der Nationalen Volksarmee war. Zum Schluß war er Oberfeldwebel. Nun liegen ein Jahr Arbeiter-und-Bauern-Fakultät und vier Jahre Studium vor ihm, ehe er Schulturnlehrer mit dem Nebenfach Deutsch sein wird. Alle vierzehn Tage fährt Fred übers Wochenende heim nach Lietz bei Tangermünde zu seiner Frau und seinen beiden Kindern.

*

In einer der Turnhallen schüttelte mein Begleiter den Kopf. „Das sollen einmal Diplomsportlehrer werden? Schauen Sie doch nur, wie der eine am Reck hängt!"

„Wenn das olympische Disziplin würde, wären wir beide in Tokio Weltmeister!"

In der Tat, dieser Turner machte eine etwas unglückliche Figur, die Übung schien ihm große Mühe zu bereiten. Da sah ich genau hin und bemerkte, daß es ein bekannter Berliner Sportler war, Gustav Kortstock (22). Sechs Jahre lang hat er beim SC Rotation und dann als DDR-Kernmannschaftsmitglied im Boxring gestanden.

„Kein Wunder, daß ihm das Turnen schwerfällt", erklärte ich dem Diskobolo, „denn er ist Boxer! In dieser Sportart werden ganz andere Muskelpartien beansprucht ..."

Gut für das Lernen ist es, daß es so etwas Ähnliches wie Heinzelmännchen gibt, die für Essen und Trinken, Wäsche und Wohnung sorgen, denn alle Studenten wohnen im Internat.

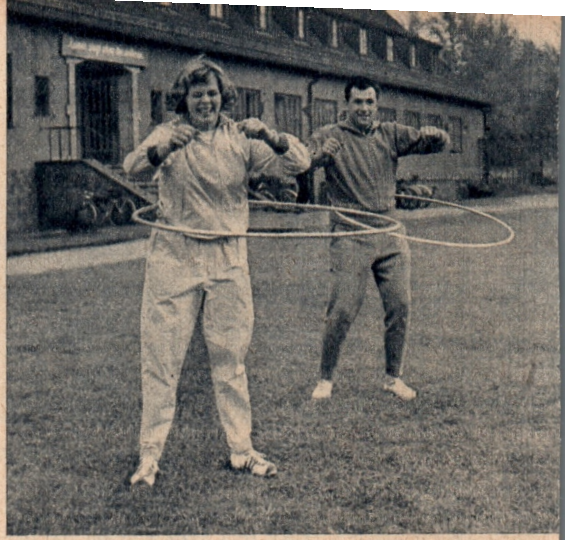
„Was das alles kostet ...", warf der Diskobolo ein.

„Das Studium ist frei", erklärte ich, „und die meisten bekommen ein monatliches Stipendium von 190 DM. Davon gehen 80 DM für Verpflegung, Wohnen und Wäsche ab, verbleiben rund 110 DM Taschengeld. Eine hübsche Summe kommt zusammen, die unsere Regierung für Stipendien in den letzten zehn Jahren allein der DHfK zur Verfügung gestellt hat: 17,6 Millionen DM!"

*

Museumsstille herrschte im Leseraum. Lernen im Selbststudium wird an der DHfK groß geschrieben, nicht nur sportliche Praxis.

Zeichnungen: Karl Schrader



Ring(el)-Spiele: Ehepaar Johanna (Lüttge) und Horst Hübner

„Sehen Sie", sagte ich zum Diskobolo, „auch mit bedeutenden Titeln kommt man um das ‚Pauken' nicht herum! Erkennen Sie die beiden dort am Tisch?"

Es waren Dieter Krause, Olympiasieger in der Kanustaffel von Rom, und sein Seminarkamerad Manfred Glöckner, Weltmeister im Kanuslalom. Mit gewohnter Trainingsenergie steuerten sie dem Studienziel entgegen. Vielfältige Kenntnisse werden erworben, nicht nur in der Gymnastik, im Geräteturnen, in der Leichtathletik und vielen anderen Sportarten, sondern auch in den Fächern Anatomie, Biochemie, Physiologie, Bewegungslehre, Geschichte der Körperkultur, Theorie der Körpererziehung, Gesellschaftswissenschaften und den Sprachen Russisch sowie Englisch oder Französisch.

Auch auf andere Weise zerbricht man sich an der DHfK zum Nutzen des Sports den Kopf: International wichtige Forschungsvorhaben werden verwirklicht. Eine der Forschungsgruppen zum Beispiel untersucht die „Entwicklung der Laufschnelligkeit im Kurzstreckenlauf". Eine andere befaßt sich mit dem massensportlichen Thema „Über die Dosierung der Ausgleichsgymnastik unter besonderer Berücksichtigung der physischen und psychischen Belastung am Arbeitsplatz" und entwickelt für einzelne Berufsgruppen bestimmte gymnastische Übungen.

*

„Wenn ich an unsere Frauen im alten Griechenland denke!" Der Diskobolo blickte versonnen vor sich hin. „Jahrhundertelang durften sie nicht einmal olympischen Spielen zuschauen! Ihr aber", sagte er, „habt Zehntausende tüchtiger Sportlerinnen und sogar Sportwissenschaftlerinnen!"

„Kennen Sie die Sportlerin, die nie einen Rekord

aufstellte, aber dennoch eine bisher einmalige Leistung vollbracht hat?"

Mein Begleiter verneinte, und ich führte ihn zu Frau Dr. Ingeburg Wonneberger (34). Als erste Frau, die ein Studium an der DHfK absolviert hat, erwarb sie den Doktortitel. Seit 1956 hat die Deutsche Hochschule für Körperkultur Promotionsrecht.

1951 begann Ingeburg das Studium an der DHfK. Drei Jahre danach, als Diplomsportlehrerin, kümmerte sie sich im Leipziger Kirow-Werk um den Massensport. Praxis und theoretische Erkenntnisse führten zur glücklichen Synthese ihrer Doktorarbeit, bei der sie die leichtathletischen Leistungen von rund 40000 Berufsschülern erfaßte und zu wichtigen Schlußfolgerungen über Leistungsnormen Jugendlicher für das Sportabzeichen kam.

Bei ihr zu Hause ist ein Familienwettbewerb im Gange. Auch ihr Mann, Dr. Günter Wonneberger (34), Abteilungsleiter in der Forschungsstelle der DHfK, erfüllt jedes Jahr wie sie aufs neue die Bedingungen für das Sportabzeichen in Gold. Kein Wunder, daß Sohn Frank (5) ebenfalls sportbegeistert ist. Zur Zeit gibt er den beiden Doktoren Stoff zu einer Habilitationsarbeit über ein wichtiges Erziehungsproblem: „Was tut man, wenn der Sohn stets nur Sieger sein will?"

*

Mit einer gewissen Diplomsportlehrerin würde es selbst der Diskobolo nicht aufnehmen, wenn es um einen Medizinballwettkampf ginge. Ich hatte ihm von einem kräftigen blonden Mädchen erzählt, das beim Vertreibespiel mit dem Medizinball männliche Gegner mühelos hinter die Grenzlinie verjagt. Die Unterlegenen brauchen sich in diesem Falle der Niederlage nicht zu schämen, denn es handelt sich um die olympische Silbermedaillengewinnerin von Rom im Kugelstoßen, Johanna Hübner-Lüttge (24). Von fünfzehn Länderkämpfen der letzten Jahre gewann sie in ihrer Spezialdisziplin dreizehn. „Und trotz dieser außerordentlichen Belastung durch den aktiven Sport hat sie vier Jahre studiert, ehe sie das Diplom bekam?"

Da mußte ich verneinen, und der Diskobolo machte ein bestürztes Gesicht. Da hätten die Leute wohl doch recht, die sagen, daß...

„Haben sie nicht! Denn Johanna hat *sechs* Jahre lang studieren müssen, ehe sie ins Examen ging. Sie bekam einen anderen Studienplan mit dem gleichen Ziel wie ihre Kameradinnen, die vier Jahre studieren."

Johanna Hübner-Lüttge hatte mir erzählt, wie schwer es als Studentin gewesen sei, vormittags den Studienplan zu erfüllen, wie Turnen, Vorlesungen, Gymnastik und Volleyball und obendrein noch das Spezialtraining mit der Kugel zu absolvieren! Was bei Auslandsstarts versäumt wurde, mußte nachgeholt werden. Kein Professor nimmt im Examen Rücksicht auf Meistertitel oder Rekorde. Auch ihr Mann, Horst Hübner (26), einer der schnellsten Hürdenläufer unserer Republik, könne ein Lied davon singen. Horst war früher Maschinenschlosser, hat dann die Sonderreifeprüfung gemacht und fünf Jahre lang an der DHfK studiert. Jetzt ist er Diplomsportlehrer und als Assistent am gleichen Institut tätig wie seine Frau.

„Nun hat es Johanna ja geschafft", meinte der Diskobolo mit Hochachtung, „olympische Ehren und das Diplom..."

„Das ist noch nicht alles", sagte ich. „In vier Jahren will sie ihren ‚Doktor der Pädagogik' machen!"

„Da hat vor 2000 Jahren noch keiner dran gedacht", summte Diskobolo träumerisch vor sich hin.

Vom Trainer bis zum Zahnarzt: Turnriegen und was dazu gehört

WERNER KLEMKE

Zu meiner Zeit gab's sowas nicht!

Liebe Kinder!
Ihr wißt natürlich, daß eure Eltern sich in ihrer Jugend immer anständig benommen und alles das nicht gemacht haben, was ihr gerne machen wollt. Aber — unter uns — das ist ein aufgelegter Schwindel! Guckt euch mal die Postkarten an, die ich euch heute mitgebracht habe. Haha! Da werdet ihr staunen! So was hat man sich früher mit der Post ins Haus geschickt, und das war sehr praktisch — das kann ich euch sagen.
Also, wer damals seiner Ische mitteilen wollte, wie's ihm unter der Kunstlederweste zu Mute war, der brauchte sich gar nicht erst selber den Kopf zu zerbrechen. Er ging ganz einfach in das nächste Papiergeschäft. Da war alles zu haben — in vorfabrizierten Fertigteilen. Ich habe euch hier mal eine kleine Übersicht zusammengestellt für alle Lebenslagen.

Nr. 1. *„Im Glück allein, o Seligkeit!"* (1917) Diesem kann jeder, der es einmal erleben durfte, nur mit freudigem Herzen zustimmen. Sie sitzt auf der Gartenbank, und er faßt sie vorsichtig am kleinen Finger. Bitte, beachtet Frisur und Barttracht des Mackers. So seht ihr auch bald wieder aus.

Nr. 2. *„Küß mich noch einmal, mein Liebling Du, gieb meinem Herzen die fehlende Ruh'."* (1911) Dieser Kuß, den ihr hier seht, das ist ein ganz zarter Kuß. Dieser ist ein Kuß, der dir zu verstehen gibt, daß die Liebste dein nicht nur Weib und Geliebte ist, sondern auch Mutter. Das Mütterliche im Weibe offenbart sich in diesem Stirnkuß in seiner schönsten Weise. Das Ganze findet tunlichst bei bengalischer Beleuchtung statt.

Nr. 3 (1911) ist wichtig, weil unsere jungen Damen bald wieder solche großen Hüte tragen werden.

1

2

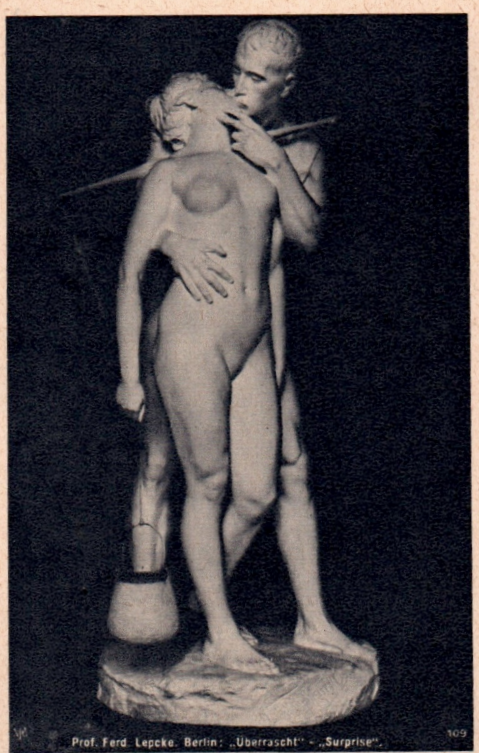
Beim Küssen sind da einige Kniffe zu beachten, weil es sonst leicht zu Unfällen kommen kann. (Beachtet die Arbeitsschutzbestimmungen!) Die Dame neige den Kopf sanft und rechts zur Seite und empfange die zarte, doch kräftige Liebkosung ihres recht stürmisch, doch umsichtig (wegen der Schleppe) andrängenden Geliebten. Es ist ganz gut, wenn die Dame dem Herrn dabei die Ohren zuhält. Der Herr trägt schon eine ganz moderne Frisur.

Nr. 4. „*Ach jene Zeit voll Glück und Wonne,*
Da küßt ich heiß der Liebsten Antlitz
Berauscht von ihrem sel'gen Blick,
Ach jene Zeit voll Glück und Wonne,
Sie kehret niemals mehr zurück." (1913)
Er hat ihr rote Rosen geschenkt, worauf sie auf die Steinbank niedergesunken ist. Dieser Kuß wird in Fachkreisen „der Kuß der schnäbelnden Tauben" genannt und gewährt, richtig ausgeführt, beiden Teilen großen Genuß. (Vorsichtig! Bei solchen altertümlichen Steinbänken kann man sich leicht den Zweireiher beschmutzen!)

Nr. 5 zeigt ein Werk der bildenden Kunst von Professor Ferdinand Lepcke aus Berlin, wo die besseren Professoren herkommen. Diese Figurengruppe zeigt mit aller Feinheit der psychologischen Durchdringung ein junges Mädchen, das beim Bierholen von einem jungen Manne angefallen wird. Da sie durch das Bier gehbehindert ist, gelingt es ihm, ihr einen Kuß zu rauben. Doch sollte diese Art von einem feinen Manne nicht angewendet werden.

3

4



5

Wenn Sie dieses Werk eines unbekannten Meisters betrachten, werden Sie den Ausdruck: „Sitten wie im alten Rom" besser verstehen. Das Bild betitelt sich „Verfolgte Unschuld" oder „Nana"!

Dieselbe Szene 2000 Jahre später. Sie sehen, wie durch die fortschreitende Versittlichung des menschlichen Liebeslebens derart schlüpfrige Dinge, wie die im Nebenbild gezeigten, nicht mehr möglich sind

„Die Woge". Etwas für Kenner! Die Darstellung des hüllenlosen Frauenkörpers war schon immer ein begehrtes Objekt des künstlerischen Pinsels. In letzter Zeit etwas aus der Mode gekommen

Nr. 6. „The Kiss" (1913). Diese Art zu küssen kommt, wie schon die Unterschrift zeigt, aus Amerika und wird hier nur aus wissenschaftlichem Interesse gezeigt. Der Herr im schlechtgebügelten Frack geht mit einer Sicherheit zu Werke, die mir beinahe schon zu routiniert erscheint. Er läßt sich selbst nicht durch die Abwehrbewegung der rechten Hand der jungen Dame von seinem schändlichen Tun abhalten. Zur Nachahmung *nicht* empfohlen!

Das letzte Beispiel zeigt wieder ein plastisches Kunstwerk aus Marmor von Joseph Limburg, der noch nicht zum Professor ernannt worden ist. Nichtsdestotrotz zeichnet er sich in seinem Werke durch eine tiefe Vergeistigung aus. Beachte das ausdrucksstarke Künstlerhaupt des Geigers. Dieses Werk verdeutlicht die Macht der Musik in schöner und packender Weise, obwohl die Haltung der beiden Partner etwas kompliziert und nur von durchtrainierten Körpern auszuführen ist. Er fiddelt ihr einen ganz hinten auf der E-Saite, der gewissenlose Schurke, was natürlich das auslöst, was hinten handschriftlich auf der Postkarte steht:

Sinnesrausch.
Wonnenschauer, Sehnsuchtsgluten
strömen durch das Herz.
Auf der Töne Wellen fluten
Liebeslust und Schmerz.
Seine Küsse — paradiesisch Fühlen.
Wie zwei Flammen sich ergreifen,
wie Harfentöne ineinander spielen.
Zu der himmelvollen Harmonie —.
Stürzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen,

6

Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele. —
Erd' und Himmel schwammen
wie zerronnen um die Liebenden!
Das walte Gott!

Sinnesrausch.

Wonneschauer, Sehnsuchtsgluten
Strömen durch das Herz,
Auf der Töne Wellen fluten
Liebeslust und Schmerz.

Seine Küsse – paradiesisch Fühlen
Wie zwei Flammen sich ergreifen,
Wie Harfentöne ineinander spielen
Zu der himmelvollen Harmonie –

Stürzten, flogen, schmolzen Geist
und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten,
zitterten,
Seele rann in Seele –
Erd' und Himmel schwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Wahre Begebenheit

Der Alkohol war schuld

Abend ist es. Die Kinder schlafen. Ruhig ist es im Raum. Ich halte ein Buch in den Händen. Doch nur mechanisch, ohne den Inhalt zu erfassen, gleiten meine Augen über die Zeilen. Müde lege ich das Buch zur Seite. Meine Blicke wandern zur Uhr. So spät schon! Und Hubert, mein Mann, ist noch nicht da. Wieder habe ich vergeblich gewartet, den ganzen Abend. —

Und nicht nur heute, nein, so geht das schon wochenlang. Ich warte, warte. Und dann höre ich, wie der Kies knirscht, höre die Tür in den Angeln quietschen, tappende Schritte auf dem Flur und das Poltern von Stühlen in der Küche. In diesen Augenblicken kann ich meinem Mann nicht entgegengehen, kann meine Arme nicht um seinen Hals legen, wenn mir widerlicher Alkoholdunst entgegenschlägt. Die Tür öffnet sich, er steht mir gegenüber. Wirr ist sein Haar, seine Augen sind gerötet, täppisch und unbeholfen sind seine Bewegungen. Ich schließe für Sekunden die Augen vor dem Zerrbild meines geliebten Mannes. —

„Guten Abend, was sitzt du noch auf? Wir haben bloß ein bißchen gefeiert, weißt du. Hast du dich gelangweilt?" stottert er mit schwerer Stimme. Was soll ich sagen? —

Seine Hände greifen ungeschickt nach mir. Seine Lippen suchen meinen Mund, Bierdunst schlägt mir ins Gesicht. Ich stoße meinen Mann zurück. So empfinde ich keinerlei Liebe für ihn. Brummend stolpert er ins Schlafzimmer. Ich wünsche nur, daß die Kinder nicht aufwachen.

Schwer atmend liegt er neben mir. Lange kann ich nicht einschlafen, überlege, grüble. Ich weiß, am nächsten Morgen bereut er, entschuldigt sich, gelobt Besserung. Bisher verzieh' ich ihm, immer wieder, weil ich ihn liebe. Doch ich fürchte, daß eines Tages von der Liebe nicht mehr viel übrigbleiben wird. So kann es nicht weitergehen. Etwas muß geschehen. Aber was soll ich tun? — Der Gedanke, zum Betrieb zu gehen, kommt immer öfter. Noch hält mich eine gewisse Scheu, fremden Menschen alles zu erzählen, zurück. Außerdem kenne ich Huberts ständige Redewendung: „Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps. Meine Arbeit mache ich, und mein Privatleben geht keinem etwas an." Daß seine Ansicht nicht stimmt, erfahre ich bald. —

Eines Tages sitze ich im Büro der Fabrik. Der ältere Mann mir gegenüber schaut mich an. Ich weiß nicht, wie ich beginnen soll. Plötzlich komme ich mir sehr dumm vor. Mein Gegenüber erlöst mich aus der Verlegenheit: „Ich freue mich über Ihren Besuch. Ihr Mann macht uns Sorgen." Ich brauche nicht viel zu sagen, alles ergibt sich in Rede und Gegenrede. Als ich mich verabschiede, klopft er mir auf die Schulter und sagt: „Es wird nicht einfach werden, weder für ihn noch für uns." —

Und es wurde nicht einfach, für ihn am wenigsten. Zuerst wurde Hubert die Quartalsprämie gestrichen. Als er die Brigade wechseln mußte, begehrte er auf: „Nie werde ich mich unter diesen Strebern und Angebern wohl fühlen." Als er in der Betriebswandzeitung öffentlich als Bummelant bezeichnet wurde, war er ziemlich beschämt. Äußerlich blieb zwar noch alles beim alten, so schnell konnte er nicht mit seinen Gewohnheiten brechen. Aber ganz allmählich wurde alles anders. Er schimpfte nicht mehr über seine Kollegen, er stöhnte nicht mehr über die Arbeit. Und was mich am meisten freute, er kam abends nach Hause, hatte wieder Interesse für unsere Kinder, für das Haus, für mich. Oft erzählte er mir vom Betrieb, und ich hörte gerne zu. —

Wie stolz war er eines Abends, als er sagte: „Du, unsere Brigade war die beste in diesem Monat. Und die Kumpel sind schon prima Kerle. Einer hat uns für heut abend eingeladen. Kommst du mit?" Vor Freude konnte ich nur nicken. Es wurde ein wunderschöner Abend. Ich fühlte, es war geschafft. Der Betrieb, die Kollegen, das Kollektiv hatten Hubert wieder zu einem Menschen gemacht. —

Mechthild S.

Vom Schwips und seinen Folgen

COGNAC

Eine nützliche Betrachtung zur Faschingszeit

WEIN

von Dr. med. Erika Bischitzky

KIRSCHGEIST

Illustrationen: Karl Schrader

In einer netten kleinen Bar sitzen drei etwa gleichaltrige Männer an drei verschiedenen Tischen. Nennen wir sie Herbert, Hans und Ottokar.

Herbert nimmt einen Schluck von seinem Cognac, der gerade vom Ober gebracht wurde, zündet eine Zigarette an und sieht sich um. Ottokar ist nicht allein. Er trinkt mit seiner Dame Wein. Hans hat den bestellten Kirschgeist auf einen Zug hinuntergekippt und winkt sofort wieder dem Ober. Herbert trinkt inzwischen auch seinen zweiten Cognac und betrachtet dabei verstohlen den Tisch vis-à-vis, an dem ein einsames schwarzhaariges Mädchen sitzt.

Eine Stunde später: In Herbert tummelt sich jetzt der vierte doppelte Cognac, und da die Zwei-Mann-Musik einen Calypso spielt, tanzt er nicht sehr gekonnt, aber flott mit dem schwarzen Vis-à-vis-Mädchen. Am Tisch von Ottokar trinkt man bereits die zweite Flasche Wein. Hier geht es schon zärtlicher zu, mit Händchenhalten, In-die-Augen-Schauen usw. Für Hans bringt der Kellner gerade den siebenten großen Kirschgeist.

Wieder eine Stunde später: Herbert begibt sich nicht mehr ganz standfest mit dem schwarzen Mädchen zur Bar. Unterwegs erzählt er laut irgendwelche Witze und lacht selbst am meisten darüber. Nach dem mühseligen Geschäft des Hockererklimmens bestellt er Martinis. Ottokar hat soeben die dritte Flasche bestellt. Die beiden machen die Augen zu und küssen sich. Sie glauben, es sieht sie niemand. Hans hat inzwischen den elften Kirschgeist getrunken. Er steht auf und geht sicher, ohne zu schwanken, an die Bar, um die Bardame zum Tanz aufzufordern. Herbert verstreut inzwischen den Inhalt von zwei Schachteln Streichhölzern und erzählt kichernd, er mache Regen. Später trinkt er noch einen Cocktail, wird plötzlich weiß im Gesicht und verschwindet. Ottokar zahlt, gibt dem Kellner ein markantes Trinkgeld und strebt mit seinem Mädchen zur Garderobe. Auf dem Wege dahin wird ab und zu ein Stuhl angefaßt oder angestoßen. Hans hört steinernen Gesichts, daß die Barfrau im Dienst ist und nicht tanzen darf, nimmt noch einen Kirsch zu sich und versucht der Bardame handgreiflich zu beweisen, wie ein „Mann“ auf einen Korb reagiert.

Werden wir wieder nüchtern!

Hier geht es also um den Alkohol, und wenn im allgemeinen Sprachgebrauch vom Alkohol die Rede ist, dann meinen wir damit den Äthylalkohol, der schon seit Noahs Zeiten in Form verschiedener gegorener Getränke als Genußmittel bekannt ist. (Es gibt außerdem noch andere Alkohole, wie den Propylalkohol und den berüchtigten Methylalkohol, doch mit denen wollen wir uns hier nicht beschäftigen.)

Der Alkohol hat, als eine der unzähligen Verbindungen der Fettreihe oder Methanderivate, die

Eigenschaft, lebende Zellen in der Weise zu beeinflussen, daß eine meist zeitweilige Herabsetzung ihrer normalen Funktionen bewirkt wird. Auf dem üblichen Wege über Magen und Dünndarm in unverändertem Zustand resorbiert, tritt diese Wirkung beim Zentralnervensystem am schnellsten auf, da dessen Zellen wegen ihrer guten Blutversorgung vom Alkohol zuerst erreicht werden. Dort, im Zentralnervensystem, lähmt der Alkohol zunächst jene Hirnfunktionen, die eine *regulierende* Rolle spielen und das Auftreten des Menschen lenken und beherrschen. Es sind dies besonders die Urteilskraft, die Selbstkritik und die jedem Menschen eigenen Erfahrungswerte. Diese, dem Menschen seine „Persönlichkeit" gebenden Funktionen, werden verändert oder außer Gefecht gesetzt. Das Wesen der unter Alkoholeinfluß stehenden Person wird enthemmt, die regulierenden Elemente sind außer Aktion gesetzt. Dadurch können untergeordnete mechanische und triebhafte Funktionen ihre nunmehr weitgehend unbeherrschte Tätigkeit ungehemmt ausüben, bis unter fortschreitender Alkoholeinwirkung auch sie gelähmt werden. Das zeigt sich am Beispiel der Sprache. Erst spricht der

Angetrunkene viel, dann hält er gewaltige und unkontrollierte Reden über Gott und die Welt, später redet er völlig wirres Zeug, und schließlich versagt die Zunge. Das Opfer lallt nur noch, um am Ende ganz zu verstummen.

Kehren wir zu unseren drei Versuchsobjekten in der kleinen Bar zurück. Was ging mit Herbert vor? Er bot das klassische Bild einer akuten Alkoholvergiftung:

Nach dem ersten und zweiten Doppelten hatte er das Gefühl gesteigerten Wohlbefindens. Nach dem dritten und vierten wurde ihm warm, denn die durch den Alkohol hervorgerufene Gefäßerweiterung ließ einen größeren Teil des Blutes als gewöhnlich in den oberflächlichen Arterien zirkulieren. Sein Puls erhöhte sich auf etwa 100 Schläge, das Selbstgefühl stieg — denn die Kontrolle über seine wirklichen Fähigkeiten schwand — er begann Dinge zu unternehmen, die er normalerweise nicht getan hätte: fremde Mädchen anzusprechen und ihnen Witze zu erzählen. Nach weiterem Alkoholkonsum begeht er so unmotivierte Handlungen wie das Regenspielen mit Streichhölzern. Sein moralisches und

körperliches Gleichgewicht ist gestört. Er trinkt weiter, und das Ganze endet mit Übelkeit und Erbrechen.

Hätten wir Herbert in den verschiedenen Stadien seiner Alkoholisierung einigen psychologischen Tests unterzogen, wären interessante Ergebnisse dabei herausgekommen. Nach dem Genuß von etwa 60 Gramm Alkohol bitten wir ihn, einige Rechenaufgaben zu lösen. Erstaunlicherweise geht das einfache Addieren recht gut, allerdings ist das auch keine sehr schwierige Arbeit. Beim Multiplizieren und Dividieren macht er schon die gröbsten Fehler, ebenfalls fällt es ihm sehr schwer, Zahlenreihen auswendig zu lernen, da das Gedächtnis schon nach kleinen Dosen Alkohol deutlich geschwächt ist. Dann prüfen wir sein Assoziationsvermögen. Wir nennen ein Wort und bitten ihn, uns die ihm sofort einfallende Assoziation zu sagen. (Unter normalen Menschen sieht das so aus: Lampe — Licht, Auto — fahren usw.) Mit Alkohol im Blut und damit im Kopf gibt er aber keine echten Assoziationen von sich, sondern bestenfalls klanggleiche: Haus — Laus, Mund — Hund usw. Ebenso ist sein Reaktionsvermögen (schon bei kleinen Dosen!) stark vermindert. Davon wissen besonders die Verkehrsunfallkommandos der Volkspolizei ein Lied zu singen ...

Ottokar und seine Begleiterin haben es nicht soweit getrieben wie Herbert. Das hängt damit zusammen, daß sie Wein tranken. Einmal nahmen sie dadurch insgesamt weniger Alkohol zu sich als Herbert, und zum anderen wird der Alkohol aus stark konzentrierten Getränken viel rascher vom Körper aufgesogen als aus schwachprozentigen und wirkt dementsprechend weitaus schneller und heftiger. Weißer Bordeaux enthält etwa 10 Prozent Alkohol, das sind bei 0,75 Liter rund 75 Gramm. Diese Menge entspräche dem Alkoholgehalt von vier bis fünf doppelten Cognacs. Da man zum Genuß einer Flasche Wein mehr Zeit braucht als zur Einverleibung von vier oder fünf Gläsern Schnaps, konnte Ottokar mitsamt Begleiterin ohne größere Unbilden nach Hause gehen. Was allerdings nicht heißen soll, daß die Selbstkontrolle der beiden noch völlig intakt war. Etwaige Folgen zeigen sich da erst später ...

Der unangenehmste Alkoholkonsument, den wir in der kleinen Bar beobachteten, war zweifellos Hans. Er hatte mehr als einen halben Liter 50prozentigen Kirschgeist in sich hineingeschüttet, ohne zunächst irgendwelche Anzeichen von Trunkenheit zu zeigen. Ein sicheres Anzeichen dafür, daß er zu der besonderen Gattung von Dipsomanen oder Quartalssäufern gehört, die unter chronischer Alkoholvergiftung leiden. Das Besondere an ihm war die krankhafte und völlig abnorme Alkoholreaktion. Ohne die bekannten Vorstufen trat bei ihm der Rausch auf, der bei Menschen seiner Art meist verbunden ist mit dem Drang zu Gewalttätigkeiten und der Sucht, plötzliche Impulse sofort zu befriedigen.

Was danach kommen kann

Abgesehen von diesen sofort sichtbaren Äußerungen einer leichten oder schweren akuten Alkoholvergiftung zieht ein fortgesetzter Alkoholmißbrauch schwerste gesundheitliche Störungen nach sich, die bis zum Tode führen können. Der Alkohol, er gehört zu den neurotropen Giften, den Nervengiften, schädigt vornehmlich die hochentwickelten und empfindlichsten Körperzellen — beispielsweise die bereits erwähnten Zellen des zentralen und peripheren Nervensystems. Diese Veränderungen und Zerstörungen sind irreversibel, das heißt, niemals mehr völlig ausheilbar.

So kann bei chronischen Alkoholikern als Ausdruck zentraler Nervenschädigungen das sogenannte Korsakowsche Syndrom entstehen: Große Erinnerungslücken, die meist mit einer Desorientiertheit für Zeit und Raum einhergehen, werden ausgefüllt durch Erzählungen frei erfundener Vorgänge, an die der Kranke übrigens selbst glaubt. Eine akute Geisteskrankheit, die einen raschen Verlauf nimmt, ist das vielzitierte Delirium tremens. Gehör- und Gesichtshalluzinationen sowie schwere Unruhe gehören zu den Hauptsymptomen. Man sieht kleine Tiere, wie Fliegen, Mäuse, Käfer, Frösche u. a. Der erste Anfall endet gewöhnlich nach einigen Tagen, wiederholte Anfälle können jedoch in dauernde Geisteskrankheit übergehen oder tödlich enden. Auch degenerative Prozesse an den peripheren Nerven, wie Gesichtslähmungen, allgemeines Zittern, sogenannte Nervenschmerzen usw. werden vom Alkohol bewirkt.

Chronischer Alkoholmißbrauch kann auch zu anderen Folgeerscheinungen führen, wie der Leberzirrhose, der Schrumpfleber. Die Leber ist unser wichtigstes Stoffwechselorgan, und durch fortgesetzten Alkoholeinfluß hervorgerufene Schädigungen der Leberzellen sind ebenfalls nicht mehr rückgängig zu machen. Die an Leberzirrhose Leidenden gehen unter langsam fortschreitendem Verfall, bisweilen an einer schweren Blutung, zugrunde.

Bei starkem Bierkonsum spielt neben dem Alkohol auch die große Flüssigkeitsmenge eine schädliche Rolle, da das Herz übermäßig belastet wird und es so zu einer Herzhypertrophie, dem sogenannten Bierherzen, kommen kann.

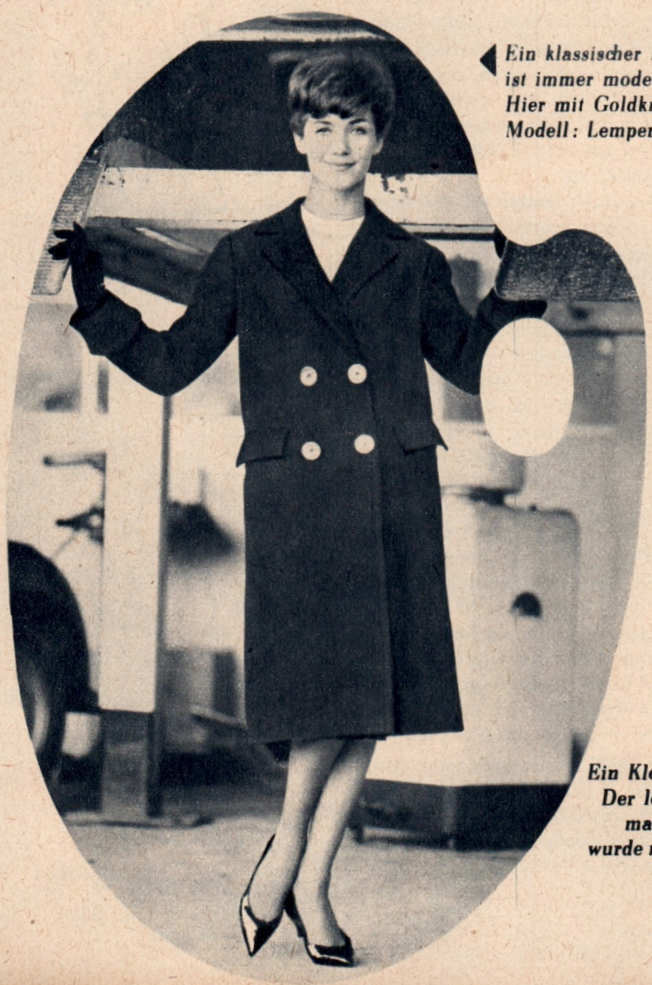
Allzu ängstlichen Mitmenschen, die jetzt prinzipiell und niemals mehr trinken wollen, sei aber gesagt, daß auch hier die alte Weisheit ihre Gültigkeit hat, wonach der höchste Genuß bekanntlich im rechten Maßhalten liegt. Wer gesund ist, dem kann der Alkohol solange nicht schaden, als er aufpaßt, daß das regulierende Zentrum im Gehirn nicht ausgeschaltet wird.

Adieu, Tristesse

PARIS MELDET: IM FRÜHJAHR

MEHR FARBE · PARIS

MEH



Ein klassischer Mantel ist immer modern. Hier mit Goldknöpfen. Modell: Lempereur

Ein Kleid-Mantel-Ensemble aus dem Hause Basta. Der leichte, netzartig gewebte, honigfarbene Wollmantel mit den modischen „fliegenden Teilen" wurde mit karamellfarbiger Shantungseide eingefaßt. Kleid aus dem Material der Einfassung

Die Seinestadt wird für die Frühjahrs- und Sommermode 1961 nicht mit revolutionierenden Neuheiten aufwarten. Die Kollektionen enthalten jedoch eine Menge neuer Details, eine Fülle von Ideen, neue Variationen, die den Vorteil haben, keine Textilkatastrophen hervorzurufen, denn eine Verschiebung von einigen Zentimetern in der Rocklänge oder in der Taillenhöhe kann Hunderttausende von unverkauften Kleidern oder Mänteln nach sich ziehen. Das letzte große Experiment war das Sackkleid, und trotz seines durchschlagenden Erfolges verursachte es sehr viele Diskussionen, die bis heute von manchem Modeschöpfer nicht vergessen worden sind.

Neben den üblichen geraden Kostümen und Hängern, Mantelkleidern und zweiteiligen Ensembles zeichnet sich in diesem Jahr eine Tendenz ab, die wie nach einem Ausgleich zwischen dem „Gewollt-Mondänen" und dem „Tragbar-Straßenfähigen" sucht. Das „Klassische" allein genügt nicht mehr, es muß durch eine Blume, eine Schleife, eine ver-

Immer wieder neu – immer wieder gern getragen: Hemdblusenkleid. Hier aus nußbraun-weißkariertem Popeline. Das schräggeschnittene Oberteil mit kleinen Falten bildet ein Plastron. Modell: Tiktiner

Einteiliges, sportliches Kleid mit Knöpfen aus Naturleder, das ein „deux-pièces" vortäuscht. Ein kleiner Witz: Die Taschen sind weit nach hinten gesetzt. Modell: Billet

spielte Garnitur die phantasievolle und feminine Note erhalten. Auch eine Hose, ein gerader Rock werden oft mit phantasiereichen und höchst fraulichen „Falbalas" kombiniert: Volants, Rüschen, Bordüren auf sehr sportlichen Kleidern, Jabots, Zacken, Volantsärmel auf geraden Hemdblusen, die meistens über der Hose oder dem Rock getragen werden. Der Gegensatz zwischen dem „Fraulich-Verspielten" und dem „Strengen" äußert sich gleichfalls in den Stoffen, die oft leicht und hauchdünn zu Mänteln und Kittelkleidern verarbeitet werden.

Das Kostüm, das im Vorjahr klassisch zu werden drohte, ist in diesem Frühjahr ein fast kragenloses „deux-pièces", recht gerade und salopp. Oft ist es mit großen Knöpfen besetzt oder lose gegürtet. Auch gerade Boleros, etwas über die Taille reichend, zu leicht gekrausten Röcken, werden gezeigt. Eine Krawatte aus dem gleichen Stoff oder eine „Regatte", wie ein Schal geschlungen, ist anstelle des Kragens eine beliebte Garnitur. Die dreißiger Jahre der Garçonne, der Dolly Sisters und der Mistinguet

einen weiten Rock, dann ist er eher steif und kelchartig. Die Taille ist eng und oft gürtellos, die Ärmel fehlen zumeist oder werden durch breite Träger ersetzt. Bei den geraden Kleidern sieht man viel seitliche Verschlüsse, die Ausschnitte sind oft unregelmäßig oder entblößen bei den Nachmittagskleidern eine Schulter. Die Röcke zeigen manchmal Schürzeneffekte, fliegende Teile, türkenhafte Raffungen. Viele Kleid-Mantel-Ensembles sind in den Farben Rot und Marine, Braun und Grün. Auch das Mantel- bzw. Kostümfutter unterliegt diesem Farbenspiel. Geranienrot, Chartreusegrün, die Farbe reifer Aprikosen, alle Abstufungen vom Rosé bis zum Gelb, und das Hellgrau, das wir so lange vermißt haben, sind auf der Frühlingspalette.

Zur Abendgarderobe gehören Mousseline und Taft, die bunt bedruckt oder farbig schillernd zu gezogenen oder volantbesetzten Cocktailkleidern verarbeitet werden, auch die vielen durchsichtigen Organdystoffe, die, oft bunt bestickt oder mit Lochstickerei versehen, zu duftigen, blütenweißen Abendkleidern des Sommers verwandelt werden.

Fanny Salgo

Kleines Nachmittagskostüm aus dem in diesem Frühjahr wiederentdeckten grauen Flanell, mit dunklerem Flanell gepaspelt. Modell: Lempereur

Für festliche Gelegenheiten: Beschwingter, schottischer Taftrock, kombiniert mit weißer Organdybluse. Als Verzierung: Volants aus dem Material des Rockes. Modell: Billet

finden ihr Echo in den Wickelmänteln, lose und niedrig gegürteten Jacken und den durchgehenden Trägerkleidern.

Die Stoffe sind von fließender Weichheit und unregelmäßig in ihrer Webart. Wollgewebe werden gern zu geraden Mänteln verarbeitet, die andersfarbig gekantet sind, bunte Fäden durchkreuzen die Leinenkostüme. Tweed, Jersey, Bouclé und das graue Flanell, das gern mit buntkarierten Gilets oder Borten kombiniert wird, tauchen wieder auf. Übrigens: Das graue Flanellkostüm wurde zur Idealkleidung der jungen Mädchen erklärt. Das ergab eine Umfrage unter jungen Pariserinnen. Schottischkarierte Kleider und Kostüme, meistens aus rotblauer oder rot-grüner Wolle, sind gleichfalls sehr beliebt — und wie immer viel Marine-Weiß-, viel Schwarz-Weiß-Kombinationen.

Die Röcke sind nicht übermäßig weit in diesem Jahr, auch nicht bei den vielen bunten Baumwollkleidern, die aus geblümten oder abstrakt bedruckten Stoffen gearbeitet werden. Trägt man aber

Wadim Koshewnikow

Kennen Sie den?

Um nicht in den Verdacht der Schmeichelei zu geraten, möchte ich von vornherein ausbedungen haben, daß es Wirtschaftsleiter gibt, deren sachliche Voraussetzungen und menschliche Eigenschaften den an sie gestellten Anforderungen keineswegs entsprechen.

Ich glaube, ja ich bin der festen Überzeugung, daß es der entscheidende Augenblick im Leben eines Menschen ist, wenn er plötzlich zu Macht gelangt und das Recht erhält, andern zu befehlen. Weitaus nicht jeder besteht diese schwerste aller Prüfungen.

Ich habe Bekannte, die witzige, nette, gesprächige Menschen waren, doch als sie zu Vorgesetzten aufrückten, hüllten sie sich in ein vielsagendes Schweigen, als wären sie jederzeit auf der Hut, nicht unversehens ein Staatsgeheimnis preiszugeben. Ihre Gesichter wahrten stets einen leichenhaft ernsten Ausdruck. Und sogar wenn sie etwas Gutes und Nützliches rieten, taten sie es in einem Ton, der einem eine Gänsehaut über den Rücken jagte. Man gewann unwillkürlich den Eindruck, daß sie sich schon zu ihren Lebzeiten durch eine würdig ernste Miene ins Monumentale zu steigern suchten.

Sie schienen unvergleichlich schlimmer, als sie tatsächlich waren. Doch auf diese angeborenen Eigenschaften, nämlich nett, herzlich, nicht dumm, legten sie aus unerfindlichem Grund keinen Wert mehr.

Jawohl, die innere Uniform des mit Macht Befugten drückt die Schultern, doch wer diese Last leicht und unmerklich zu tragen versteht, verdient Anerkennung.

Sogar ein kleiner Vorgesetzter zu sein, ist eine nervenaufreibende Beschäftigung. Viele Tausende leitende Funktionäre in unserem Land werden mir zweifellos zustimmen. Einige Bekannte von mir, die begabte Menschen waren, haben es zu leitenden Stellungen gebracht. Sie wußten genau, was man nicht tun darf, aber leider wußten sie weniger, was man tun muß... Sie legten eine heldenhafte Bescheidenheit an den Tag und scheuten sich nicht, in reifem Alter wie Schuljungen jeden um Rat und seine werte Meinung zu befragen. Es machte ihnen offensichtlich sogar Vergnügen.

Andere empfanden eine Art geistiger Genugtuung, wenn sie ihre kompetenten Ansichten darlegen konnten. Da kommt zum Beispiel ein Mitarbeiter und möchte wissen, ob man die Baugrube nicht lieber mit dem Wasserwerfer und nicht mit dem Bagger ausschachten soll? Vielleicht wäre es rentabler? Und statt nun einfach den Blei zu nehmen und auszurechnen, was sparsamer ist, ergeht sich so ein Leiter mit Genuß in längere Erwägungen, was ein Mensch alles können und wissen müsse, um eine solche Frage zu entscheiden.

Der arme Mitarbeiter geht fort, überwältigt von der Fülle der auf ihn einprasselnden Worte und den reichen mimischen Gaben seines Vorgesetzten, dessen Gesicht so bewegt war, daß man nicht wußte, wie es im Ruhezustand aussah. Und trotz der enormen und vielseitigen Kenntnisse des Leiters stellte sich heraus, daß ihm die beiden wichtigsten und einfachsten Worte „Ja" und „Nein" unbekannt waren.

Der besagte Leiter war zu bedauern, weil ihm abends von den zahllosen lächelnden Blicken, die er des guten Eindrucks wegen um sich warf, das Gesicht schmerzte, mehr aber noch, weil er sich auf seinem hohen Posten nicht recht am Platz fühlte und glaubte, seine wichtigste dienstliche Aufgabe sei, sich beliebt zu machen.

Dabei liebt man bei uns die sanftmütig mit allen einverstandenen Menschen genausowenig wie die kaltblütig mürrischen. Unser Volk ist ungestüm, verwegen, dabei von einer konsequenten Sachlichkeit.

Der Schweißer Bossonogow sagte einst von Balujew:

„Still und friedlich ist er eigentlich nur, solange alles klappt. Und wenn er was für richtig hält, geht er durch die Wand. Er holt dir das Herz aus dem Leib, schmirgelt es blank und setzt es wieder ein. Und das Befehlen gefällt ihm. Deshalb geht er uns nicht um den Bart und macht sich nicht besser als er ist. Er hat Grips und weiß, daß jeder Mensch den andern durchschaut. Als hätte er so ein Isotop im Kopf, mit dem wir die Schweißnähte nach Blasen und Schlackenestern durchleuchten.... Mit den Menschen geht es genauso. Auf der Amtsstufenleiter hält sich keiner, wenn er nicht das Zeug für seinen Posten hat. So einen stellen wir auf den Erdboden, auf seine zwei Beine, und lassen ihn zur geistigen Auslüftung eine einfache Arbeit machen. Die Arbeit ist die Hauptsache. Wir bauen den Kommunismus, klar, was das für ein verantwortlicher Moment ist..."

Eine Betrachtung aus dem Roman „Darf ich vorstellen — Balujew!" von Wadim Koshewnikow
Übersetzung aus dem Russischen

Vignette: Herbert Prüget

Oh, dieses Budapester Temperament

Ich hätte diesen Bericht in Noten schreiben sollen; denn das Budapester Temperament läßt sich am besten musikalisch ausdrücken. Wirklich, ich hatte Mühe mitzukommen, ob es in der Vaczi-Gasse war, wo sich die halbe Stadt trifft, oder im „Duna" oder „Palatinus" auf der Margareteninsel.

Die Kosmetik wird in Budapest groß geschrieben. Ich informierte mich im „Corvin" und natürlich im „Magyar Divatcsarnok", dem Kosmetikzentrum der Metropole, und sprach mit Fachleuten. Die Nagellackpalette der Budapesterinnen kann nicht groß genug sein. Das Florena-Sortiment mit seinen 8 modischen Nuancen würde gerade ausreichen. Die kräftig-roten Lippenstifte Florena rouge und carmin wären Vorzugsnuancen der Budapesterinnen, die für die ausgesprochen blassen Pastelltöne keine Vorliebe haben.

Bis Sie wieder von mir hören, lassen Sie sich von Ihrem Fachhändler das Florena-Sortiment zeigen.

Ihre inzwischen temperamentvolle
Florena

Sommerliebe

Fortsetzung von Seite 16

An der Peripherie der Bezirksstadt lebte ein Oberst a. D. mit seiner Gattin. Es waren ältere, kinderlose Leute. Ihr einziger Sohn war im Krieg gefallen. Es war langweilig, nur zu zweit zu sein, und sie beschlossen, ein Kind anzunehmen. Nicht älter als zwei Jahre sollte es sein, in ihrer Obhut aufwachsen und sie beide für seine leiblichen Eltern halten. Sie erfuhren durch das Entbindungsheim von einem kleinen Jungen, dessen Mutter ihn fürsorglichen Menschen für immer abgeben würde.

„Bei uns wird er es gut haben", sagten der Oberst a. D. und seine Frau, „wir werden ihn erziehen, wie es sich gehört, werden ihn lieben und für ihn sorgen, das Kind wird alles haben, und wenn wir sterben, dann erbt er unser Haus mit Garten, unseren Moskwitsch und überhaupt alles, was wir sonst noch besitzen."

Der Oberst und seine Frau standen im Hof des Krankenhauses, und die Säuglingsschwester zeigte sich am Fenster mit dem Kind auf den Armen. Als sie es erblickten, wurden beide ganz gerührt, die Frau des Obersten begann sogar zu weinen. Das Kind erinnerte sie an ihren eigenen Sohn und an die Zeit, als sie noch selbst eine junge Mutter war. Sie begann dem Mädchen Geschenke zu bringen und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, da man sie aus dem Krankenhaus entlassen und ihr das Kind übergeben würde.

Aber man beeilte sich im Krankenhaus nicht, das Mädchen zu entlassen. Sie sollte das Kind noch länger stillen, bevor es auf andere Ernährung überging. Oder vielleicht wollte man, daß sich die Mutter die ganze Sache nochmals gut überlege?

Das Mädchen fütterte es mit ihrer Muttermilch und weinte bitterlich. Schlimmer als der Tod erschien ihr die Trennung von dem Kind, und es tröstete sie nicht im geringsten, daß er einmal einen Moskwitsch und ein Haus mit Garten haben sollte. Die Schwester sagte: „Gott meint es gut mit ihm", aber das Mädchen konnte sich nicht vorstellen, daß es bei diesen fremden, alten Leuten glücklicher sein könnte als mit ihr, obwohl sie weder ein Auto, noch ein Haus besaß, und nur ein paar Büstenhalter und ein paar Kleider in einem fremden Koffer und ein halbes Zimmerchen im Heim ihr eigen nannte. Aber das Wichtigste war, daß sie ihren Sohn schon mehr liebte als ihr Leben. Eines Tages, nachdem er getrunken und auf ihren Armen eingeschlafen war, geschah es, daß er sein kleines Fäustchen befreite, es sich auf die Wange legte und traurig sein Köpfchen hängen ließ. Als sie das sah, brach sie in bitteres Schluchzen aus und faßte plötzlich den festen Entschluß, ihr Schicksal, das sie nun klar vor sich sah, bis zum Ende zu ertragen.

„Sogar, wenn ich gekündigt werde", flüsterte sie leidenschaftlich in dieses kleine, samtweiche, friedlich schlafende Fäustchen, „na, dann suchen wir uns eine andere Arbeit, ja? Und wenn wir sogar wegfahren müßten, na, wennschon, dann setzen wir uns eben in einen Zug und fahren ab. Sollen die Leute reden, was sie wollen, wenn sie schon so gewissenlos sind."

Sie lag ganz still da, und ihr wurde auf einmal wunderbar zumute, als sie dachte, daß sie nun nicht mehr zu lügen brauche und sich nicht mehr quälen müßte, etwas zu erfinden, und das die Heimlichtuerei und die Angst nun vorbei waren.

„Wir sagen unseren wahren Namen, damit wir wieder unter richtigem leben. Nadja bringen wir ihren Paß zurück und sagen, daß wir ihn nicht mehr brauchen." Das erstemal nach vielen Monaten schlief sie friedlich ein und erwachte morgens ohne Übelkeit und ohne Verzweiflung...

Am gleichen Morgen fuhr die dicke Tanja im Auftrag des Kollektivs in einem Lastauto in die Bezirksstadt.

Die Erde ist voller Gerüchte mit den verschiedensten Schattierungen. Nach den Erzählungen des Obersten a. D. und seiner Frau war die Miliz der Wahrheit auf die Spur gekommen. Die Postbeamtin Nadja bekam es mit der Angst zu tun und hatte gestanden, der Freundin, die ins Unglück geraten war, ihren Paß gegeben zu haben... Tanja saß neben dem Chauffeur. Auf ihren Knien lag ein großes Paket mit einer Kinderausstattung. Sie wollte es nicht ins Innere des Wagens legen. Unter ihrem strengen, etwas bösartigen Schnurrbärtchen lag ein lustiges Lächeln.

*

Durch die entlegene Allee des Parkes beim Sanatorium, dort, wohin die Kurgäste selten kommen, geht Tanja. Auf ihren Armen trägt sie den Säugling. Sein Kissen umschnüren blaue Bänder. Zu einem Jungen paßt nur die blaue Farbe, hatten die Mädchen beschlossen, und sie sorgten dafür, daß er immer in Blau war, wie ein Soldat immer khakifarben.

Tanja geht unter den Akazien und Olivenbäumen spazieren und setzt sich auf die Bank unter dem Nußbaum. Wenn sie müde ist, wird sie abgelöst von Lisa, Lisa von Klawa, Klawa von Sonja, — es sind genügend Pflegerinnen für das Kind da, solange das Mädchen, seine Mutter, servieren muß.

Sie war hübscher geworden, hatte einen sichereren Blick bekommen, ihre Hände waren manikürt, und sie trug Klipps. Die Zeit der Tränen lag hinter ihr, sie wollte hübsch sein und geliebt werden, sie wartete auf ein echtes, wahres Glück.

Auf den alten Bergen stehen Akazien, Olivenbäume und Pappeln, und Grillen zirpen in der blauen Sonnenglut. Langsam und zögernd rauschen die Wellen des uralten blauen Meeres.

(Aus dem Russischen von Hedi Gutmann)

Th. Schulze-Walden

TANZSTUNDE 1912

Ein Erinnerungsfoto an die Tanzstunde

„Hast du die Sache mit der Tanzstunde in Ordnung gebracht?" fragte meine Nichte ihren 17jährigen Jungen. „Aber gewiß doch, Mutti, ich habe heute früh angerufen und mich angemeldet. Freitag geht es los." Angerufen — angemeldet, und gleich geht es los mit der Tanzerei. Wie haben sich die Dinge doch vereinfacht, wie natürlich und leicht ist vieles geworden, was einst nicht ganz unkompliziert und sogar schwierig war.

Die Tanzstunde im Jahre 1912 — ich muß gestehen, so lange ist das her — war wirklich nicht ganz einfach. Vor allem nicht am Gymnasium einer mittleren Stadt wie Bautzen in der Oberlausitz, wo noch sehr vielen prominenten Bürgern unsichtbar lange Zöpfe den Rücken herunterbaumelten.

Zunächst war die Tanzstunde Sache der Schule, die sich seit Jahr und Tag jeden Winter erneut das alte Tanzmeister-Ehepaar Eichbaum sicherte. Daß wir Jungen nur bei einigermaßen ausreichenden Leistungen zugelassen wurden, war verständlich, aber man war da weitherzig.

Schwerer hatten es die Mädchen, die mußten sich ursprünglich sogar mit der Mama beim Herrn Direktor persönlich anmelden, und dabei gab es dann manchen Kummer und viele Tränen. Denn, wenn der Vater ein „offenes Geschäft" hatte, also, wie wir heute sagen, „Einzelhändler" war, so hatte sie ebensowenig Aussicht, als unsere Tanzpartnerin zugelassen zu werden, wie ihr Bruder, Reserveoffizier zu werden. Ein „offenes Geschäft" war nicht „fein" genug. Fein wurde es erst beim Großhandel, beim Fabrikbesitzer und beim Bankier.

Überwiegend aber waren die Mädchen entsprechend der gesellschaftlichen Zusammensetzung der Schüler Pfarrer- und Gutsbesitzertöchter aus der Umgebung. Auch ein paar Offiziersmädchen waren dabei, wenigstens aus der Infanterie und der Artillerie. Den Husaren, die ebenfalls in unserer Stadt in Garnison standen, war unsere Tanzstunde längst nicht vornehm genug. Das war schon die „nächsthöhere" Rangstufe. Diese Mädchen gingen in Dresden zur Tanzstunde, mit dem stillen Wunsch, „bei Hofe" vorgestellt zu werden.

Handwerker- und Arbeitermädchen kamen überhaupt nicht in Frage. Das wurde nicht einmal diskutiert, ebensowenig, wie wir ja keinen einzigen Arbeiterjungen auf der Schule hatten. Das waren, wie man damals sagte, „kleine Mädchen", mit denen wir abends „ohne Coleur", das heißt ohne die damals übliche Schülermütze, in den städtischen Anlagen spazieren gingen und dabei — nebenbeigesagt — sehr glücklich waren. Für die Tanzstunde aber kamen nur die sogenannten „höheren Töchter" in Betracht.

Überhaupt nahm man es mit Rang, Stand und Klasse damals noch sehr genau in unserer Stadt. So konnte es zum Beispiel geschehen, daß einer meiner Schulkameraden, ein arroganter Guts-

besitzersprößling, einmal der Tanzmeisterin vor versammelten Jungen und Mädchen erklärte, sie habe nichts an ihm zu kritisieren. „Sie sind hier nur bezahlte Person."

Wenn schließlich feststand, welcher Junge und welches Mädchen die Tanzstunde besuchen sollten, ging das Tanzen — immer noch nicht los. Zunächst mußten wir Jungen uns einmal Visitenkarten drucken lassen und dann in Gehrock und gestreifter Hose „Besuch machen", bei den Eltern aller zugelassenen Mädchen, was seine Zeit brauchte, da viele auf den Dörfern der Umgebung wohnten.

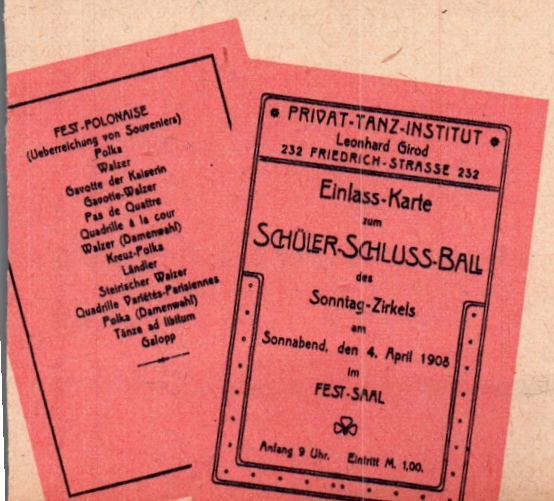
Im übrigen verlief die Tanzstunde, wenn sie schließlich glücklich in Gang gekommen war, für uns junge Leute nicht viel anders als heute.

Was tanzten wir? Polka, Mazurka, Walzer und ein merkwürdiges Ding, genannt „Hiawatha". Der Tango kam gerade erst auf, und erst 1913 wurde von der Schule zum erstenmal Twostep „zugelassen". Besonderer Wert wurde auf die alten Tänze des 18. Jahrhunderts gelegt: „Contre" und „Quadrille" machten vielen von uns Kopfzerbrechen, und ganz so graziös wie die Chevaliers am Hofe Ludwigs XV. traten wir dabei sicher nicht auf. Aber die Melodien waren reizend, sie klingen mir heute noch im Ohr.

Nach der Tanzstunde begleiteten wir unsere Auserwählten mit ihrer Mama noch zum traditionellen Besuch in eine Konditorei und waren dabei stolz, ihr den Tanzschuh-Beutel tragen zu dürfen, denn damals zog man noch besondere Tanzschuhe an, mit denen man die Straße nicht betreten konnte.

Abschluß war ein Tanzstunden-Ball, wie das heute noch der Fall ist. Das war für uns Jungen ein billiges Vergnügen, weil die Eltern der Damen, die wir zu diesem Ball eingeladen hatten, alles bezahlten, denn als Schüler hatten wir ja offiziell keine Einkünfte, und der Herr Gutsbesitzer oder Herr Pastor hätten es höchst unschicklich gefunden, wenn wir für ihre Tochter den Kalbsbraten und das Fürst-Pückler-Eis bezahlt hätten.

Ganz so einfach wie heute war das Tanzen auf diesem Schlußball aber auch nicht. Es gab da sehr strenge Bräuche. Es gab vor allem Tanzkarten, die genau nach Tradition ausgefüllt werden mußten. Polonaise (damit ging es los), Kotillon (auch



Michaeliskirche und Alte Wasserkunst im historischen Bautzen

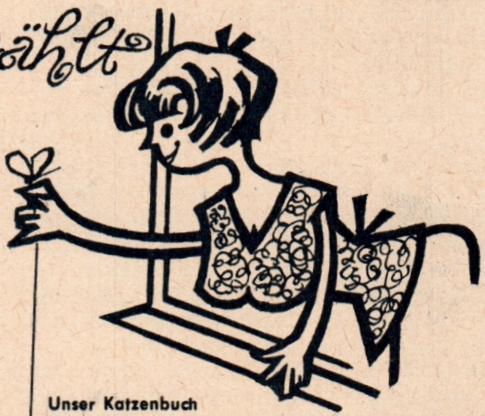
„Gabentanz" genannt), Quadrille und schließlich Galopp waren der auserwählten Partnerin vorbehalten und durften an keine andere Dame vergeben werden.

Die Tänze waren unendlich lang (übrigens durfte natürlich nur in weißen Handschuhen getanzt werden). Auf der Tanzkarte waren etwa 13 bis 14 Tänze vorgesehen, — also nicht sehr viel, obwohl so ein Ball von 17 bis 24 Uhr dauerte. Tänze „außer der Reihe" gab es nicht, das war dem „Kater-Bummel" vorbehalten, der am nächsten Tag stattfand. Dann fuhren wir alle, auch das war ein streng eingehaltener Brauch, in einen Dorfgasthof der Umgebung. Natürlich wieder mit Eltern, Tanten, Cousinen und allem sonstigen Anhang der Damen.

Dort klang die Tanzstunde aus, und es gab die üblichen heiligen Schwüre ewiger Treue und Liebe, die schon im nächsten Jahr vergessen waren. Im übernächsten Jahr aber — 1914 — mußten wir bereits zu einem ganz anderen Tanz antreten. Der Krieg kam, und wir fanden uns alle fast geschlossen beim großen Kindermord von Ypern wieder, in jener fürchterlichen Schlacht, in der eine unfähige Führung in wenigen Wochen einen großen Teil der deutschen Jugend einfach „verheizte".

Wer dort noch übrigblieb, fiel vor Verdun oder an der Somme oder schließlich im zweiten Weltkrieg. Heute leben höchstens noch zwei oder drei, die einstmals 1912 mit mir in die Tanzstunde gingen. Alle anderen kamen in den beiden Kriegen ums Leben und mußten die wenigen Wochen unschuldigen Jugendfrohsinns wahrhaftig teuer bezahlen. Sie war doch nicht ganz so „billig" — diese Tanzstunde im alten Kaiserreich am Vorabend des großen Blutbads.

Liebevoll ausgewählt



möchte ein Geschenk schon sein, denn es soll dem Beschenkten das Gefühl geben, daß man sich besonders mit ihm beschäftigt hat. Für solche Geschenke mit persönlicher Note eignet sich besonders ein gutes Buch, weil es bleibenden Wert besitzt und stets an den Schenkenden erinnert. Wir empfehlen Ihnen:

Sie waren nicht allein

St. Spasse. 316 Seiten. Leinen 6,20 DM. Sehr geschmeichelt fühlt sich der Bey jedesmal, wenn Freunde ihm die Schönheit seiner Domäne am Prespa-See rühmen. Längst schon wollte er sich dort eine Villa bauen lassen. Aber auf dem vorgesehenen Platz steht das Haus des Bauern Gjika. Wer wird in der Auseinandersetzung der Stärkere bleiben?

Novellen der Liebe

Th. Storm. 511 Seiten, Leinen 8,90 DM. Die Liebesgeschichten Storms gehören zu den zartesten der deutschen Literatur. Die vorliegende Auswahl enthält: Angelika / Auf dem Staatshof / Im Schloß / Abseits Draußen im Heidedorf / Pole Poppenspäler / Psyche Waldwinkel. Die Vielfalt menschlicher Gefühle und Regungen bringt die Saiten unseres Herzens zum Schwingen.

Der Spieler

F. M. Dostojewski. 250 Seiten, Leinen etwa 5,— DM. In den Roulette-Sälen von Wiesbaden, Baden-Baden und Homburg spielt die erregende Handlung, die uns das Leben eines von der Spielleidenschaft Besessenen zeigt, der an einem Abend hunderttausend Gulden gewinnt und verliert. Uns allen ist der unvergeßliche Gérard Philipe in der Rolle des „Spielers" noch in Erinnerung.

Start in die Manege

G. Weiß. 161 Seiten, 51 Abbildungen, Leinen 9,20 DM. Zirkus — ein Zauberwort, das unser Herz höher schlagen läßt. Wen lockte es nicht, einmal „hinter die Kulissen" zu schauen? Der Verfasser dieses Buches ist Dompteur einer Raubtiergruppe, der packend von seiner Arbeit erzählt.

Kleine Enzyklopädie „Die Frau"

860 Seiten, 84 Fototafeln, 24 Farbtafeln, Lederin 9,80 DM. Ein Buch für die Frau und über die Frau: Der weibliche Organismus / Ehe und Familie / Die Frau als Mutter / Erziehung Ärztlicher Ratgeber / Wohnung / Haushalt / Ernährung / Bekleidung / Die Frau in der Gesellschaft / Die Frau im Beruf / Bedeutende Frauen.

Unser Katzenbuch

A. Vogel / W. Pritsche. 195 Seiten, 118 teils farbige Aufnahmen, Leinen 12,80 DM. Das ist ein Buch — dem Katzenfreund wird vor Freude über solch eine Begegnung mit seinen Lieblingen das Herz höher schlagen! Wir erfahren vom Leben der Samtpfotigen, lernen sie richtig zu behandeln und zu pflegen und fassen Zuneigung zu diesem einst aus der Wildnis zu uns gekommenen kleinen Raubtier.

Jeanette

M. A. Nexö. 227 Seiten mit 1 Bild, Leinen 5,50 DM. Sinnesfreudig schildert Nexö das liebliche Land am Bodensee, die Genüsse für Leib und Seele, die es bietet. Voller Güte und Humor betrachtet er die Menschen, die sich mit ehrlicher Arbeit oder mit Tricks und Bluffs durchs Leben schlagen. — Vor dem heraufziehenden Unheil des Nazismus flieht der Held dieses Erinnerungsromanes in seine Heimat Dänemark. Seine junge deutsche Frau begleitet ihn; ihr Name ist der Titel dieses von Nexö unvollendet hinterlassenen Werkes.

Christa

J. Brězan. 185 Seiten, Leinen 5,80 DM. Die Geschichte eines jungen Mädchens, das von seinem Vater während der Kriegsjahre schmählich im Stich gelassen wurde. Christa wird schwer geprüft, ehe sie, gestärkt durch die Liebe des Försters Peter, ihre wahre Heimat findet.

Pierre und Luce

R. Rolland. 169 Seiten, Leinen 8,— DM. Der Pesthauch des Krieges weht über das Paris des Jahres 1918 und damit auch über die zart erblühende Liebe zwischen dem Abiturienten Pierre und der kleinen Zeichnerin Luce. Mit feiner psychologischer Einfühlung schrieb Rolland diese bitter-süße Liebesgeschichte.

WIR EMPFEHLEN — SIE WÄHLEN

Diese Bücher senden wir Ihnen durch die Post gern zu. (Bezug auch durch den örtlichen Volksbuchhandel möglich.) Bitte schreiben Sie uns eine Karte — links oben **Nr. 9** notieren.

BUCHHAUS LEIPZIG

Das Neue Buch – Leipzig C 1, Postfach 91

Der Mordfall Jan Hanussen

Fortsetzung von Seite 22

Vielmehr hat er sich des öfteren in zynischer Weise darüber geäußert."

Zu dem Zeitpunkt, da Juhn diese Erklärung abgibt, kann sie Hanussen nicht mehr gefährlich werden, denn der Wundermann aus Wien ist inzwischen zu einem beachtlichen politischen Machtfaktor in Deutschland geworden.

Der Hellseher sieht braun

1932/33 — Berlin steht im Banne Erik Jan Hanussens.

Er residiert im feudalen Hotel „Esplanade". Der Konferenzsaal des Hotels ist sein Sprechzimmer. Die Beantwortung einer einzigen Frage kostet bis zu 200 Reichsmark! Die Fragesteller stehen Schlange. Die Höhe seiner Gage in der „Scala" setzt er selber fest. Er besitzt drei große amerikanische Wagen und eine Luxusjacht. Zu seinen engsten Freunden zählen Graf Helldorf von der Stabsleitung der SA und dessen Adjutant von Ohst. Was ihm selbst der gerissenste Hellsehschwindel nicht bringen konnte, das gibt ihm diese Freundschaft: Macht!

Die SA verkauft seine Zeitschrift „Hanussens Bunte Wochenschau" im Straßenhandel und erledigt seine letzten Widersacher und Konkurrenten wie zum Beispiel den Hellseher Max Moecke.

Als Gegenleistung sieht Hanussen in seinen Vorstellungen und Publikationen für Hitler hell — für alle anderen aber schwarz. In der Ausgabe Nummer 39 seiner „Wochenschau" feiert er Hitlers Berufung zum Reichskanzler in einem offenen Brief.

„Ich habe nur das getan, was ich als meine Pflicht erkannte, den unausbleiblichen Sieg Hitlers und damit des völkischen Gedankens zu verkünden, weil er sich meiner inneren Schau eindeutig manifestiert hat."

Der große und der kleine Scharlatan haben sich gefunden!

Erik Jan Hanussen ist auf dem besten Wege, der Reichshellseher Adolf Hitlers zu werden.

26. Februar 1933

Erik Jan Hanussen gibt sich die Ehre, zur Eröffnung seines Palastes einzuladen. Sie kommen alle. Prominente von Film und Bühne, Geldleute der Wirtschaft und hohe SA-Führer geben sich in der Lietzenburger Straße ein Stelldichein. Und im Mittelpunkt dieser Gesellschaft steht der „große Magier" Hanussen, ein Hellseher auf der Höhe seines Ruhmes.

Zu vorgerückter Stunde verlöschen plötzlich, wie durch Geisterhand erstickt, die Kerzen. Ein magischer Schein indirekten Lichts geht von einem Rondell aus, das die zwölf Tierkreiszeichen trägt. In der Mitte des Rondells steht mit halbgeschlossenen Augen Erik Jan Hanussen. Er hebt wie beschwörend die Hand: „Ich sehe ein großes, ehrwürdiges Gebäude. Es ist... ja, es ist der Reichstag. — Ich höre Lärm! Geschrei! Tumult! — Ein Kampf? Nein, ich sehe Flammen! Es brennt! Verbrecher versuchen Deutschland in ein Chaos zu stürzen! — Man muß ihnen in den Arm fallen. Man muß sie ausrotten, bevor es zu spät ist!"

Erschöpft sinkt der Hellseher zurück. —

Am nächsten Tag, am 27. Februar, brennt der Reichstag, und Hitler hat die Handhabe, um seine Gegner auszurotten, ganz so, wie es sein Hellseher am Abend zuvor gesagt hatte.

Nur wenige haben gesehen, daß Graf Helldorf, der gerade von einer Besprechung bei Göring kam, dem Hellseher vor seiner Prophezeiung einen Zettel zusteckte.

*

24. März 1933

Eine knappe Stunde noch bis zum Auftritt Hanussens in der „Scala". Der Hellseher ist eben im Begriff, seine Wohnung zu verlassen, als eine dunkle Limousine vorfährt.

Ein höherer SA-Führer bittet ihn zu einer sofortigen, äußerst dringenden Unterhaltung in das Innenministerium.

Hanussen zögert.

Er kennt diesen Mann nicht.

Schließlich steigt er ein.

Hanussens Auftritt in der „Scala" fällt an diesem Abend wegen einer „Indisposition" des Hellsehers aus. Das enttäuschte Publikum pfeift und johlt.

Währenddessen peitschen im Keller der SA-Kaserne in der Motzstraße die Todesschüsse.

Hanussen bricht zusammen, wie von einer Axt gefällt. Dann zerschießen ihm seine Henker noch das Gesicht, um eine Identifizierung zu erschweren, und bringen die Leiche in jene Tannenschonung, wo sie 14 Tage später gefunden wird. —

Hanussen fuhr ahnungslos in den Tod.

Er war ein Hellseher!

*

Den Mordbefehl gab der damalige Innenminister Hermann Göring. Er wollte den durch seine Reichstagsbrand-Vorhersage zum Mitwisser gewordenen Hanussen los sein.

Eine nicht unwesentliche Rolle spielte dabei auch der Adjutant Helldorfs, von Ohst.

Zwischen Hanussen und von Ohst hatte es kurz vorher einen erbitterten Streit gegeben, im Verlaufe dessen der Hellseher von Ohst aufforderte, ihm das geliehene Geld umgehend zurückzuzahlen. Von Ohst „bereinigte" diesen Fall auf seine Art, indem er bei Göring vorstellig wurde und diesem die dringende Notwendigkeit der Liquidierung des Mitwissers Hanussen klarmachte. —

„Die Täter werden von der Polizei in den Kreisen der Unterwelt gesucht, mit der sich Hanussen in letzter Zeit stark eingelassen hatte."

Im Polizeibericht stand die lautere Wahrheit.

Ausgelesenes

Sind Sie nicht auch schon Menschen begegnet, die die Meinung vertreten, daß unsere Klassiker heute „unlesbar" oder sogar „ungenießbar" seien? Kennen Sie nicht vielleicht auch den einen oder anderen unserer Zeitgenossen, der „seinen" Goethe oder „seinen" Schiller vielbändig, aber ungelesen in seinem Bücherschrank stehen hat? Nun vertrat Lessing zwar schon vor mehr als zweihundert Jahren die Meinung „Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein", doch leider ist sein Sinnspruch noch nicht überholt. Aber wir brauchen nicht allzu pessimistisch zu sein. Die Bilanz unserer Verlage zeigt eine wachsende Nachfrage nach klassischer Literatur, wobei das vielfältig interessante Angebot einen großen Anteil hat.

Eine glückliche Hand hatte der *Aufbau-Verlag*, als er uns *Christoph Martin Wielands „Geschichte des Prinzen Biribinker"*, jene köstliche Parodie auf die Feenmärchen des 18. Jahrhunderts, neu erschloß. Wielands grazile Sprache inspirierte Bernhard Nast, den Lesern des MAGAZINs als Illustrator wohlbekannt, zu reizenden Federzeichnungen. Christoph Martin Wieland erzählt uns in seiner galanten Satire die Lebens- und Liebesgeschichte des jungen Prinzen, an dessen Wiege sich schon zwei mächtige Feen um die Ammenschaft stritten und der seine ersten Lebensjahre, bewacht von Wespen, in einem Bienenstock verlebte. Prinz Biribinker, der auf der Suche nach seiner Prinzessin Galactine zu dreimaliger Untreue verführt wird, dem großen Zauberer Caramussal und einem philosophierenden Kürbis begegnet, muß erfahren, daß man über alle Märchen nicht die Wirklichkeit vergessen darf. *(Leinen 9,90 DM; Halbleder 19,50 DM.)*

Von der Klassik nun mit einem großen Sprung in unsere Gegenwart. *Kurt Sandner*, Autor des vielgelesenen Romans „Nacht ohne Gnade", legt im *Verlag der Nation* seinen neuen Roman *„Signal aus dem Weltall"* vor. In einer gut komponierten Mischung von Utopie und Wirklichkeit erzählt Kurt Sandner den Lebensweg eines Assistenten für Physik an einer kleinen westdeutschen Universität. Warum Doktor Wulf als geistig völlig normaler Mensch in eine Nervenheilanstalt eingeliefert wird, was dabei die riesige Antenne auf dem Dachboden seines Hauses zu tun hat und welchen inneren Wandlungs- und Reifeprozeß Doktor Wulf durchmacht, das lesen Sie am besten selbst in dem Roman nach. *(5,90 DM.)*

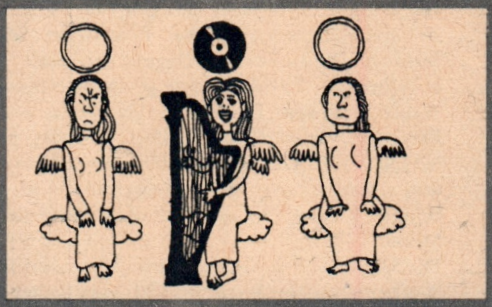
Vignetten: Rudolf Peschel

Ihr Horst

ABGEHÖRTES

Ein wahres Fest bereitet der VEB Deutsche Schallplatten gegenwärtig den Freunden der Klaviermusik. Der Leipziger Rudolf Fischer, der sich als Beethoveninterpret einen Namen gemacht hat, bringt uns vier Sonaten zu Gehör: das tiefernste Werk op. 26, die wenig gespielte Klaviersonate op. 27 Nr. 1 (als „Mondscheinsonate" wurde op. 27 Nr. 2 bekannt) und die ebenfalls selten dargebotenen Sonaten op. 49 in g-Moll und G-Dur.

Zwei berühmte Kompositionen für Klavier und Orchester erklingen auf einer anderen Eterna-Platte. Von Franz Liszt das Konzert Nr. 1 und von Richard Strauss die Burleske in d-Moll. Als großer Künstler erweist sich auch hier wieder Werner



Richter, der vom Rundfunk-Sinfonie-Orchester Leipzig unter Heinz Bongartz begleitet wird. — Erwähnt sei noch, daß auch Klavierwerke von Chopin, Debussy und Ravel neu herausgekommen sind.

Das Concertgebouw-Orchester Amsterdam, Dirigent George Szell, stellt sich auf einer 25-cm-Langspielplatte mit Musik von Franz Schubert vor. Wir hören die Ballettmusik Nr. 2, die Zwischenaktmusiken Nr. 1 und 2 und die Ouvertüre zu „Rosamunde".

Einen musikalischen Genuß besonderer Art bereitet eine kleine Langspielplatte mit Liebesliedern. Solistin ist eine Künstlerin, der wir die Bekanntschaft mit vielen Liedern von Hanns Eisler und anderen zeitgenössischen Komponisten verdanken: Irmgard Arnold. Sie singt von Paul Dessau nach Texten von Bertolt Brecht: „Als ich nachher von dir ging", „Wenn du mich lustig machst", „Sieben Rosen hat der Strauch", „Die Liebste gab mir einen Zweig". Das Gitarrenklavier spielt der Komponist. Auf der Rückseite weitere fünf Lieder, unter anderen das „Liebeslied" von Goethe.

Die Musik der Sprache soll für heute den Abschluß bilden. Noch einmal wird die Stimme von Johannes R. Becher lebendig. Sein „Glück der Ferne — leuchtend nah" spricht er uns, „Heimat, wir lassen dich nicht" und sechs andere seiner Gedichte in einer Aufnahme, die heute bereits historisch ist.

Ihr Ludwig Platte

Über die innere Wärme des Mannes

Natürlich erzielt man sie am raschesten, wenn auch am kostspieligsten, durch Saufen, worunter die alten Germanen zunächst verstanden, daß man etwas schlürfend trinke und später, unter der Abwandlung „supen", daß man mit dem Löffel esse. Die Franzosen haben von uns dieses Wort entlehnt und dann, kulinarisch verfeinert, als Suppe zurückgeliefert. Wer das Gericht auskosten will, kehrt freilich noch immer zur Sitte der Urahnen zurück und schlürft. Suppe ist, sprachkundlich gesehen, der billige Ersatz für Schnaps. Welchen hervorragenden Platz die Suppen auf den Speisezetteln früherer Generationen eingenommen haben, sieht man nicht nur an den Hunderten von Rezepten in alten Kochbüchern, sondern auch daran, daß der Begriff im Sprichwort fast gleichbedeutend mit dem Leben überhaupt geworden ist. Wer jemand die Suppe versalzt, vergällt ihm das Dasein, und wer sich eine Suppe einbrockt, der muß nachher mit seiner Existenz auskosten, was er angerichtet hat.

Doch König Suppe ist längst entthront. Die innere Wärme wird mit äußerem Umfang bezahlt. Die gemütliche Einladung zu einem Teller Suppe, bei der die herzliche Atmosphäre aus der dampfenden Terrine emporsteigt, mußte kalten Erwägungen gesunden Schlankseins weichen.

Doch an eisigen Februartagen brechen die Urinstinkte der frierenden Menschheit wieder durch. Wenn der Gatte vom Nordostwind rot und blau ins Haus gepustet wird, verklären sich seine Züge, denn auf dem Tisch steht heißer Borschtsch. Wenn er sich auch das ganze Jahr keusch der Suppe enthält, heute wird gern gesündigt, denn was wäre das Leben ohne Sünde und ohne innere Wärme!

Wenn schon Suppe, dann Borschtsch mit der Kraft des Rindfleischs, der Würze des winterlichen Gemüses und der Hitze der Hölle.

Hier zwei Rezepte:

2 Pfund Suppenfleisch
10 Tassen Wasser
Suppengrün
2 Zwiebeln
Salz
Pfeffer
10 rote Rüben
1 Teelöffel Essig
2 Eßlöffel Margarine
1 Teelöffel Mehl
2 Tassen eingemachte Tomaten oder 2 Eßlöffel Tomatenmark, saure Milch oder Rahm.

Wir waschen das Fleisch, geben es in einen großen Suppentopf mit zehn Tassen voll kochendem Wasser, dem Suppengrün, den in Scheiben geschnittenen Zwiebeln, Salz und Pfeffer und lassen es garkochen.

Inzwischen schälen wir die roten Rüben, schneiden sie in kleine viereckige Stückchen und dämpfen sie mit der Margarine, dem Essig und etwas Wasser weich, mischen Mehl darunter und gießen die Fleischbrühe auf. Zu guter Letzt fügen wir die Tomaten hinzu, lassen durchkochen und geben auf jeden Teller kleingeschnittenes Fleisch und einen Löffel sauren Rahm. Noch üppiger wird die Suppe, wenn wir ein halbes geschnittenes Weißkraut mitkochen.

Sauerkrautsuppe

1 geschnittene Zwiebel
1 Eßlöffel Margarine
1 Teelöffel Mehl
1 Teelöffel Tomatenmark
1½ Pfund Sauerkraut
8 Tassen Fleisch- oder Pilzbrühe
saurer Rahm

Wir bräunen die Zwiebel im Fett, fügen Mehl, Tomatenmark und Sauerkraut hinzu und lassen das Kraut langsam schmoren. Wenn die Flüssigkeit verdampft ist, gießen wir Fleisch- oder Pilzbrühe darüber und lassen das Kraut langsam weich werden. Wer es mag, gibt noch auf jeden Teller einen Löffel Rahm.

Habu

Vignetten: Renate Jessel

gepflegt von früh bis früh mit Pa-tina-Seifen

morgenstunde hat gold im munde...

. . . und sobald Sabine aufgestanden ist und ins Bad geht, nimmt sie Pa-Lanolin extra, eine Seife mit sehr milden Eigenschaften. Pa-Lanolin extra, wie der Name schon sagt, ist eine Lanolinseife, bei der die Duftstoffe so beschränkt wurden, daß keinerlei Hautreizungen auftreten können. Die noch pflegenden Zusätze geben dieser Seife den äußerst milden Charakter. Sie läßt sich auch gut als Kinderseife verwenden und — wie gesagt — auch als Badeseife.
Pa-Lanolin extra — ein Erzeugnis aus dem Hause Pa-tina.

2 Apothekenassist., 22, bld., 20, dkl., wü. d. Bek. 2 gebild., gutausseh. Herren. nicht unt. 23 J. MT 5416 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Ärztin, 28/1,64, mbld., nat., kinderl., sucht ges., tempv., phantasiebegabt. Lebensgef. b. 35, m. Geschmack u. künstl. Neig., mögl. Raum Bln., Bildzuschrift. MB 5445 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Temp., gutausseh. Mädch., 19/1,65, bld., schlk., möchte mit nett., charakterf., gebild. Herrn, mind. 1,78 m, Int. f. Tanz, Reisen, Autosport, in fröhl. Briefw. tret., ernstgem. Bildzuschr. (Ganzfoto) erb. MD 5446 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mädel, 23/1,56, bld., viels. int., wünscht Bekanntsch. mit geb. Herrn, welcher gleichfalls Lust u. Liebe zum Landleben hat, zw. spät. Heirat (m. Bild) mögl. Raum Leipzig, Gera MH 5450 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Angestellte, 22/1,60, bld., musik- u. naturlbd., wü. charakterf. Herrn v. 23 b. 33 Jahr. kennenzul. Nur ernstgem. Zuschr. m. Bild erb. unt. 10 394 an DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Techn. Zeichnerin, 24/1,62, schlk., Sinn f. all. Schöne, wünscht Bekanntsch. eines intell., jg. Herrn, Raum Thür. u. Sachs. bevorz. Bildzuschr. erw. (zur.) MF 5448 DEWAG Werbung Berlin C 2

Wer will mit mir in Federwettstr. treten? Bin-Büroangestellte, 23/1,66, mbld., habe Int. f. Theater, Musik u. alles Schöne. Bildzuschr. erb. (zur.) MG 5449 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Möcht. nett. Briefw., sind Studentinnen, 19/1,74 und 1,72. Auch Einzelzuschr. mögl. Bildzuschr. erb. MA 5444 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Junges Mädchen, 20/1,68, dklbld., schlk., viels. int., wü. Briefw. m. jg. Herrn. Angeb. unter 36 821 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Temp. Näd., 18/1,69, Ind.-Kfm., schlk., mbld., mod., wü. d. Bek. m. symp., intell., viels. Herrn, 25 J., Int. f. g. Mus., Theater, Tanz u. alles Schöne, Bildzuschr. erb. (zur.) u. 1681 DEWAG Magdeburg-N

Lehrerin, 26/1,72, sehr gut. Erschein., viels. int., geschied., m. 3jähr. Jungen, wü. die Bekanntsch. eines geistv., nett. Herrn, ernstgem. Bildzuschr. erb. unt. 53 203 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Dresdnerin, 23/1,64, sucht Partner zw. gemeins. Ausbildung f. Turniertanz, Angeb. unter 36 809 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Jg. Mädel, bld., 23/1,68, wünscht Briefw. m. nett., jg. Herrn, Bildzuschr. erw. MK 5451 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Pharmazeutin, 24 J., dkl., musik-, sport-, naturlbd., wünscht Bekanntsch. mit pass. Herrn, Bildzuschrift erb. ME 5447 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Sekretärin, 19/1,84, bld., gut ausseh., wünscht Bekanntsch. m. nett., jg. Herrn pass. Alters, Int. f. Musik, Film u. Lit. (mögl. Raum Leipzig) Bildzuschr. erb. 10 561 DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Nettes Mädel, 21/1,62, schlk., Abitur, m. Int. f. Tanz, Theater, Musik, wü. auf diesem Weg die Bekanntsch. eines netten, intell. Herrn, n. unt. 22/1,70, Bildzuschr. unt. 4445 an DEWAG, Leipzig C 1

Jung. Mädel, 21/1,69, wü. Bek. m. geb. symp. Herrn. Bildzuschr. erw. unt. 1898 an DEWAG Karl-Marx-Stadt S 6

4 ruh. Mädchen, 18/19, su. das Glück ihres Lebens, bitte Bildzuschr. MD 5466 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Angestellt., 25/1,70, mbld., schlk., viels. int., sucht natürl., intell. Partner ME 5467 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Dame, 46 J., o. Anh., mit Einfam.-Haus u. Garten, wü. Verbind. m. Akadem. od. Ing. zw. spät. Heirat. Zuschrift. unter 1976 an DEWAG Karl-Marx-Stadt

Sekretärin, 32/1,68, schlk., wünscht sich lieb., pass. Partner (Raum Frankfurt-O.) Bildzuschr. unt. 22900 DEWAG Werbung, Frankfurt (Oder)

2 Freundinnen, 26/1,68, dklbld. u. 33/1,72, schw., natur- u. tanzlieb., wü. Bekanntsch. m. 2 netten Herren pass. Alt. Bildzuschr. erw. (zur.) MF 5468 DEWAG Werbung Berlin C 2

2 Studentinn. (20 J.) wünschen Federwettstreit. Angeb. 4429 DEWAG Leipzig C 1

Möchte ges., warmherz., intell. Herrn liebev. Ehekameradin sein. Bin 30/1,68, naturverb. u. Sinn f. ein gemütl. Heim. Bildzuschr. 24736 DEWAG Werbung, Brandenburg (H.), Kurstr. 7

Jg. Herr, 18/1,73, wünscht Bekanntsch. m. nett. Mädchen, mögl. Umgebung Annabg. MF 5425 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 20/1,70, dklbld., camping- u. tanzmusikbegeist., sucht einf., gut ausseh. Mädchen, dem Liebe u. Treue noch Begriffe sind, mögl. Raum Sachs., Bildzuschr. erb. MG 5426 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 20/1,86 u. 1,73, dklbld., Motorsportl., wü. nett. Briefw. m. temperamentv., jg. Mädch., Bildzuschr. erbeten MH 5427 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Wer schätzt moderne Literatur (Th. Mann, Hesse usw.), Jazz, Maler. u. gut. Wein u. möchte sich darüber streiten? Bin 22/1,70, dkl., Abitur, Motorsportgegner, Bildzuschr. erb., n. Bedingung MK 5428 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 19 J., motorsport- u. musiklbd., wü. Briefw. mit jg. Mädel, Bildzuschr. erw. ML 5429 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jung. Mann, gut ausseh., schwerbesch., leicht. Gehfehler rechtsseitig, Oberschule, voll berufsfähig, bld., 23/1,78, viels. int., wünscht sich die Bekanntschaft eines hübsch., verständnisv. Mädchens pass. Alt. Nur ernstgem. Bildzuschr. (zur.) erb. ME 5424 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 23/1,84, naturlieb., sucht Mäd. zw. spät. Heirat, d. klug u. hübsch, aber einf. u. bescheiden ist, Alt. 18—22, Raum Thür. bevorz. Bildzuschr. erw. MD 5423 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 20/1,75, dklbld., sport- u. musiklbd., wü. d. Bekanntsch. einer nett., jg. Dame, mögl. Bez. Potsdam, nicht Beding. MB 5422 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 21/1,64, Int. f. Musik u. Theater, wünscht Bekanntsch. ein. jg. Mädchens (gl. Int.), Bildzuschr. (mögl. Ganzfoto) erw.; gar. zurück, mögl. Raum Berlin ML 5389 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Wassersportler, 22/1,81, Nichttänzer, sucht charakterf., hübsch., schl. Mädchen b. 20, Raum Bln., mit Int. f. Camp., Bildzuschr. ML 5409 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 jg. Männer, 20/1,80, dkl. u. 21/1,70, dklbld., sport- u. tanzlbd., wü. Bekanntschaft zwei. nett. Mädels, Bildzuschr. (zur.) MK 5388 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Behördenangestellter, 21/1,80, dklbld., sucht ein Mädchen, welches Int. f. Tanz, Musik u. Sport hat, b. 19 J., zw. spät. Heirat kennenzul. (mögl. Raum Mecklbg.). Nur ernstgem. Bildzuschriften MT 5436 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Akademiker, 23/1,68, bld., sucht hübsch., temperamentv. Mädel, Bildzuschr. erb. MA 5421 DEWAG Werbung, Berlin C 2

3 jg. Männer, 19/1,75, 19/1,72 u. 18/1,76, su. nett., intell. Mädchen pass. Alt. zw. Briefw. (auch einzeln) Bildzuschr. gew.; jede Bildzuschr. wird beantw. MR 5414 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Weitgereist. jg. Mann, 24/1,80, sucht ein gut. u. kluges Mädchen kennenzul. Bildzuschr. erb., Antw. garant. MV 5418 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Dipl.-Ing., 25/1,85, sucht flottes, hübsch. Mädchen, Raum Berlin, mögl. Bildzuschr. (zur.) ML 5452 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Ing., 23/1,73, sucht flottes, sportl. Mädchen, Raum Berlin, Bildzuschr. erw. (zur.) MM 5453 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Ing., 28/1,86, su. Bekanntschaft m. nett. Mädchen, Raum Berlin, Bildzuschr. MN 5454 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Welches sol. Mädchen int. sich f. Sport u. Foto, bin 21/1,72 mbld., MO 5455 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Ing., Hochschulfernstud., 24/1,78, dklbld., sucht Bekanntsch. eines intell., weltoffenen, nett. Mäd., Studentin Raum Berlin bevorz. Bildzuschr. erw. MP 5456 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 HF-Techniker, 19/1,70, 23/1,80, dklbld., wü. Briefwechs. m. 2 nett., hübsch. u. temperamentv. Damen, Bildzuschr. erw., bevorz. wird Bez. Magdebg. oder Halle MR 5457 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Stud., 21/1,70, 20/1,72, brün./dkl., su. Bekantsch. zweier nett. Mädchen zw. spät. Heirat, Bildzuschr. (auch einzeln) MS 5458 DEWAG Werbung, Berlin C 2

3 jg. Herren, 20/1,74, 21/1,78 u. 21/1,70, bld., wü. Briefw. mit 3 jg., für alles Schöne zu begeisternde Mädchen im gl. Alt. od. jünger, Bildzuschr. erw. MT 5459 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Suche Briefw. mit kameradschaftlich., anhanglos., Mädchen b. 21 J. aus nördl. Raum um Berlin. Bin 23/1,71, dklbld., nur Bildzuschr. (zur.) MU 5460 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 20/1,68, dklbld., gut gebild., alls. int., wü. Briefw. Nur ernstgem. Zuschrift. m. Bild, zw. spät. Heirat, erb. MV 5461 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Ing., 25/1,72, dkl., Motorsportler, Freund d. Natur u. d. Humors, wü. Briefw. od. Bekanntschaft eines hübsch., schlk., intell. u. temperamentv., jg. Mädchens. Bildzuschr. (zur.) unt. 36823 DEWAG Werbung, Dresden N 6

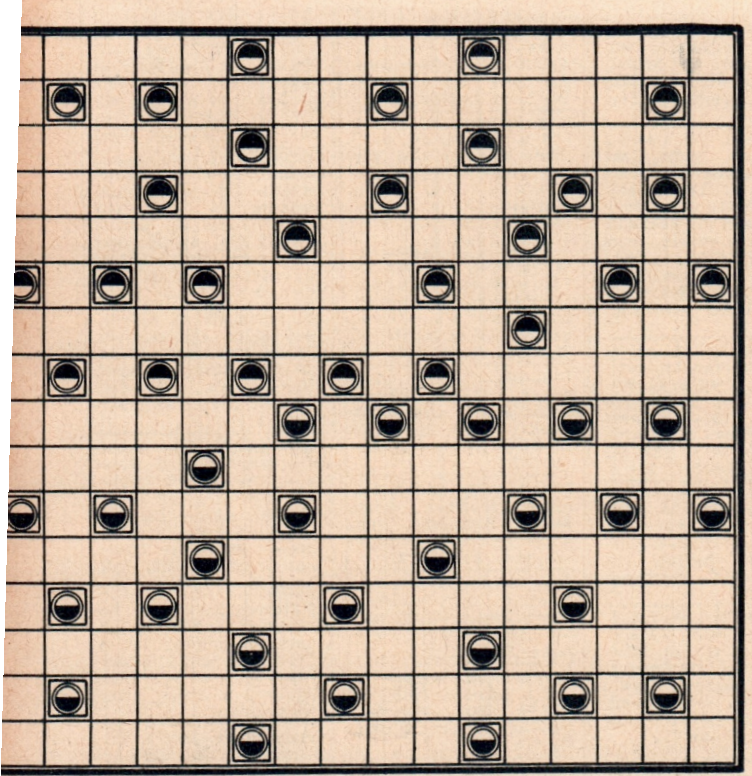
2 Freunde, 19/1,73, su. Bekanntsch. mit 2 netten, natürl. Mädchen, Int. f. Theater u. Musik, Bildzuschriften erw. MW 5462 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jung. Mann, 26/1,74, dkl., wünscht Bekanntsch. mit gut ausseh., verständnisv. u. lebensfr. Partnerin mit ruh., aber fest. Charakter. Nur ernstgem. Bildzuschr. unter MZ 5463 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Nett., jg. Mann, 22/1,78, dkl., mit mod. Lebensauffassung. viels. int., sport- u. naturlbd., mit Motorrad, möchte gut ausseh., charakterf., sportl. Mädel b. 20 (Raum Berlin) kennenl. Bildzuschr. erw. MA 5464 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Bin 22/1,84, dklbld., Int. f. Theater, Fotografie, Motorsport, eig. Wagen, wü. Briefw. m. jg. Mädchen, Bildzuschrift. erw. unter 36818 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

(Fortsetzung auf Seite 79)



Zahlenfeld

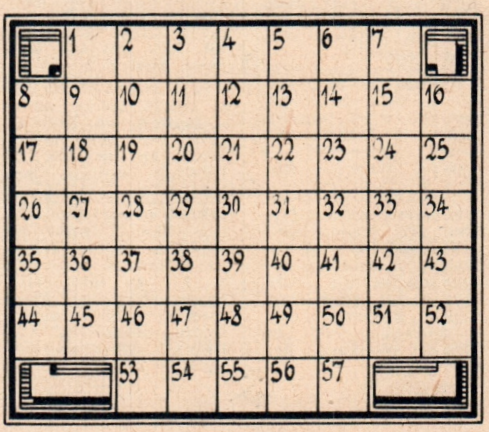
Jeder Buchstabe der durch Ziffern gebildeten Schlüsselwörter ist in das mit gleicher Ziffer versehene Feld der Figur einzutragen. Bei richtiger Lösung lesen wir in den Feldern 1 bis 57 einen Vers von Gottfried von Straßburg.

42 56 10 57 bedeutender deutscher Komponist des 17./18. Jahrhunderts; 51 17 22 24 38 deutscher Dirigent, gest. 1958; 32 15 45 56 25 26 30 Komponist der Operette „Die Blume von Hawaii"; 23 46 11 56 48 3 50 13 Hirtenflöte; 31 35 21 55 14 9 Komponist der Oper „Lohengrin"; 1 41 49 12 48 Komponist der „Dreigroschenoper"; 8 52 20 53 4 22 Oper von Lortzing; 23 37 47 36 39 14 Unterrichtsanstalt; 33 29 54 28 2 9 6 40 Schiffahrtsunternehmen; 7 44 34 18 52 deutsches Rechtschreibebuch; 10 27 5 4 32 asiatische Volksrepublik; 23 16 19 43 6 glänzendes Gewebe.

Kreuzworträtsel zum Selbstbauen

Die nachstehend alphabetisch aufgeführten Wörter sollen Sie so in die Figur einsetzen, daß ein Kreuzworträtsel entsteht.

Abo — Ade — Adele — Aera — Agave — Ahorn
Akazie — Aken — Alge — Allee — Amado — Anton
Batik — Blick — Brod — Chile — Cid — Egge — Eid
Elan — Eleve — Elfe — Eros — Eva — Fallada — Hai
Hebe — Heer — Humperdinck — Ida — Idee — Igel
Ill — Imme — Inn — Insel — Ion — Irene — Kelt
Kenia — Klamm — Klara — Klemme — Laute — Leoncavallo — Lima — Longe — Lori — Lure — Maki
Mali — Malta — Man — Marl — Naehe — Nauru
Neruda — Nut — Oase — Oel — Ofen — Omar
Pasteur — Rede — Reseda — Rial — Ries — Rolle
Ruege — Ruin — Säck — Senn — Siel — Sisal
Spund — Tee — Tell — Trema — Ufer — Zille.



AUFLÖSUNG AUS HEFT 1/1961

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. Kongo, 5. Tibet, 8. Soda, 11. Euler, 12. Atom, 13. Steig, 15. Ihrer, 16. Meta, 18. Tornado, 20. Aragon, 21. Ast, 22. Laut, 23. Toga, 25. Mali, 27. Hai, 29. Danae, 31. Atem, 34. Alabama, 36. Acre, 38. Nana, 40. Conakry, 41. Enak, 44. Taler, 46. Amt, 47. Gral, 49. Moor, 51. Gnom, 53. Met, 54. Insekt, 56. Nkrumah, 60. Lear, 61. Olive, 62. Arena, 63. Kurt, 64. Segel, 65. Elan, 66. Ornat, 67. Erker. — Senkrecht: 1. Kost, 2. Neer, 3. Guinea, 4. Olga, 5. Trio, 6. Beresina, 7. Tara, 8. Somalia, 9. Omega, 10. Alant, 14. Togo, 17. Touré, 19. Dom, 21. Ala, 23. Trage, 24. Ghana, 26. Adana, 27. Hero, 28. Man, 30. Accra, 32. Tokio, 33. Meyer, 35. Matt, 37. Enz, 39. Algerien, 42. Nonne, 43. Kamerun, 45. Art, 48. Lek, 49. Maurer, 50. Oran, 51. Gilde, 52. Osaka, 55. Toto, 56. Nest, 57. Rage, 58. Melk, 59. Haar.

Rätselschnecke: Vom Außenfeld: Air, Tunis, Pilot, Toledo, Ire, Platane, Japan, Atlas, Abrede, Fliese, Baar. — Vom Innenfeld: Raabe, Seil, Feder, Basalt, Anapa, Jena, Tal, Periode, Lotto, Lipsi, Nutria.

Bin 26/1,67, schw., Wassersp., suche nett., charakterf. Mädch. pass. Größe. Bildzuschr. erw. (zur.) MR 5434 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Herren, 19/1,80, 24/1,85, wü. die Bekanntsch. mit 2 charakterf. Mädchen pass. Alt. Zuschr. erb. unt. 274 an DEWAG Cottbus

3 Studenten, 19/1,78, 20/1,80, sport- u. musiklbd., wü. Briefw. m. jg. Mädchen. Bildzuschr. u. 105 an DEWAG Potsdam

Jg. Mann, 21/1,75 wünscht nach Enttäuschung durch Briefw. die Bekanntsch. eines bescheidenen, charakterf. Mädels pass. Alt. m. Int. f. Reisen, Natur u. Musik. Zuschr. unt. 10603 DEWAG Werbung Leipzig C 1

Jg. Mann, 19/1,73, mbld., viels. int., wü. Bekanntsch. m. nett., jg. Mädel. Ernstgem. Bildzuschr. (zur.) u. Off. 124 DEWAG Halle, Schließf. 319

Jg. Mann, viels. int., 24/1,73 (jünger ausseh.), wü. Bekanntsch. eines intell., jg. Mädchens (18 b. 20 J.), Bezirk Karl - Marx - Stadt erwünscht. Bildzuschr. erb. unt. Nr. 16 an DEWAG Karl-Marx-Stadt S 6

Student, 21, viels. Int., segelsportbeg., wünscht Briefw. mit intell., nett. Frl. Angeb. u. AE 1739 an DEWAG Werbung Rostock

Welche Dame schreibt mir? 19/1,88, bld., Int. f. Musik, Sport, Film. Angebote unter AE 1732 an DEWAG Werbung Rostock

Wer schreibt 2 temp., eins. Thüringern, dklbld., 19/1,75/1,82, Int. für alles Moderne. Zuschr. unt. DG 14676 an DEWAG Gera

2 Freunde, 20/1,78, dklbld., 21/1,78, schw., Int. f. Tanz, Sport u. Camping, wü. Briefw. m. 2 nett. Mädchen, auch Einzelzuschr. erw. Bildzuschr. (zur.) u. Nr. 17789 DEWAG Plauen

Ing., 23/1,81, viels. int., wü. Briefw. m. gut ausseh., jg., int. Mädel. Bildzuschr. (zur.) unt. 1404 an DEWAG Karl-Marx-Stadt S 6

Wo ist Sie? Er ist 23/1,84, schlk., viels. int., sucht die Gefährtin zw. 19 u. 22 J. Bildzuschr. u. 10031 DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Jg. Mann, 20/1,78, sucht jg. Mädchen pass. Alt. 8056 DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Ingenieur, 21/1,68, bld., sucht nett, symp. Mädel. Bildzuschr. erw. unt. DH 1465 an DEWAG Werbung Halle

Techniker, 28/1,77, dklbld., m. angen. Äuß. u. mod. Heim, in gut. Stellung, wünscht Bekanntsch. eines ordentlich., gut ausseh., schlank., viels. int. Mädchens (Nichtraucher). Bildzuschr. erb. (zur.) 10417 DEWAG Werbung Leipzig C 1

Ing., 29/1,76, dkl. angen. Erscheinung, gute Position, möchte gebild., nette Dame zw. Ehe kennenl. Bildzuschr. erb. (diskret) MG 5469 DEWAG Werbung, Berlin C 2

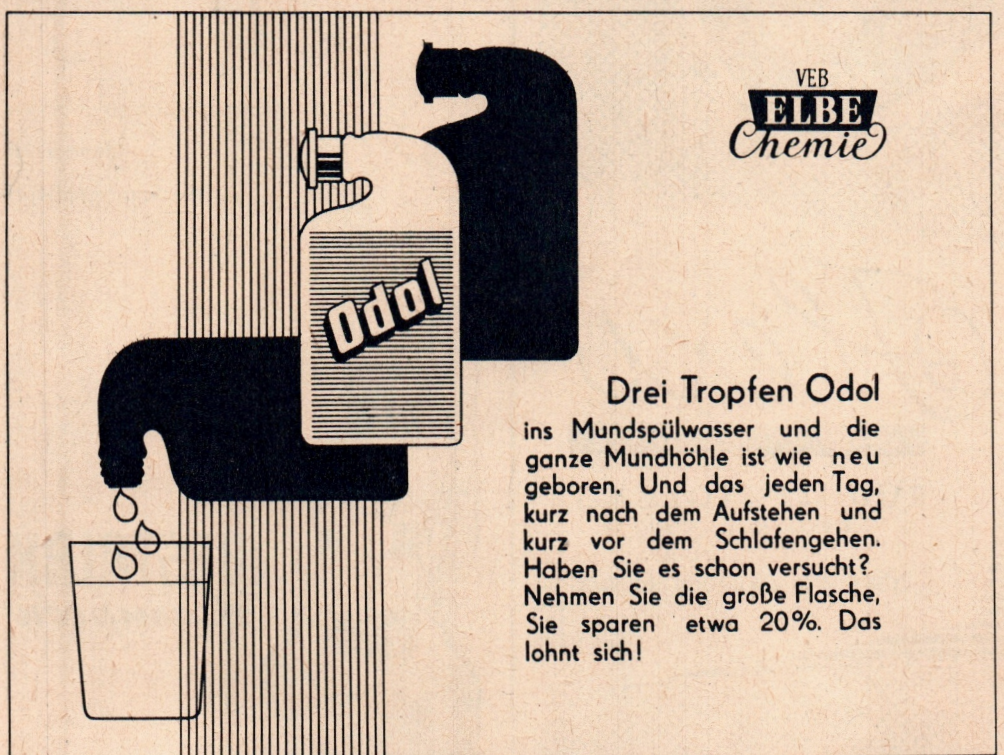
Welches aufgeschl., junge Mädchen int. sich nicht nur für Film u. Flirt? Bin 21/1,82, liebe die Natur, Lit., Musik. Bildzuschr. unt. 10214 DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Gebrauchswerber, 29/1,65, natur- u. sportlbd. (Zeltler), möchte natürl., schlk. Mädchen zw. spät. Heirat kennenl. Bildzuschr. unt. 1866 an DEWAG Karl-Marx-Stadt S 6

Wissenschaftl. Mitarbeit., 32/1,68, begeistert. Wasser- u. Wintersportl., su. intell. Mädchen m. gl. sportl. Neigungen, das m. ihm durch d. nächst. Sommer paddelt u. bei Zuneigung auch in d. Ehe. Bildzuschr. unter 106 DEWAG Potsdam

BERLINER BÄREN-LOTTERIE

Zahlkarten bei allen Postämtern



Flexi

UHRENARMBÄNDER

RUDOLF STOLL KG
BERLIN NO 18

Erhältlich in allen Fachgeschäften

Jede Zeit hat ihren Stil!

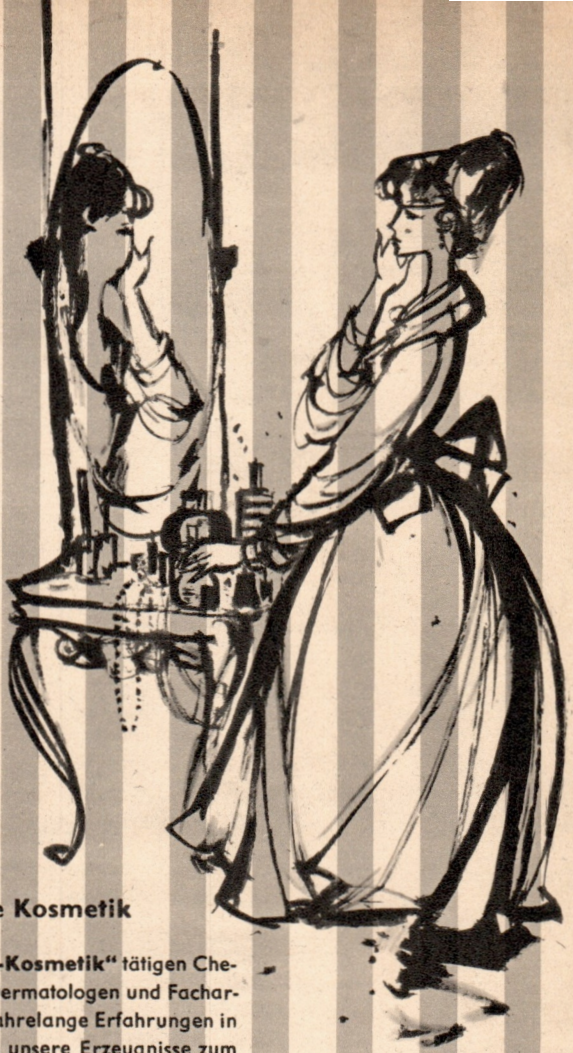
Die typische Frisur des Spätrokoko bestand in einer hochgetürmten Lockenpracht. Anmutig krönte sie verspielte Nachbildungen von Liebeslauben, Blumengärten und Segelschiffen. Die zauberhafte Frische natürlich gepflegten Haars bildet den modischen Reiz der Frisuren unserer Tage. Im wohlabgestimmten Zusammenwirken haarfreundlicher Wirkstoffe und edler Duftschöpfungen verleiht Westalan-Shampoon dem Haar seidigen Glanz und schmeichelnde Weichheit. Birken-, Veilchen-, Ei- oder Öl-Shampoon — im Plastekissen oder in der handgerechten Riffelglasflasche — die Erzeugnisse aus dem Hause Westalan sind der Inbegriff neuzeitlicher Haarkosmetik!

Ihr Haar kann strahlen —
denn es ist
Westalan-gepflegt!

WESTALAN
Shampoon

Das moderne Schnellwaschmittel
MILWA
für Koch- oder Heißwäsche
wäscht vorzüglich
alle Textilien aus
Chemiefasern
VEB WASCHMITTELWERK GENTHIN

Perlonta



3 Begriffe für gute Kosmetik

Die im Haus **„Berlin-Kosmetik"** tätigen Chemiker, Parfümeure, Dermatologen und Facharbeiter haben durch jahrelange Erfahrungen in eigenen Laboratorien unsere Erzeugnisse zum Begriff neuzeitlicher Wirkstoffkosmetik werden lassen.

Unsere Palette umfaßt: **Gurkenmilch, Gesichtswässer, Tages- und Fettcreme, Vitamin-Hormon-Creme, Placentan-Creme, Haarpflegemittel, Ölhaarwäschen, Haaröle, Creme Make up, Lippenstifte, Duftwässer, Parfüms und parfümiertes Eau de Cologne.**

... und nicht nur in Berlin schätzt man „Berlin-Kosmetik"

BERLIN Kosmetik

VOLKSEIGENER BETRIEB

Alberna

Lucien